

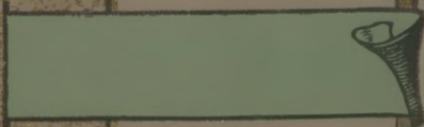
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

136654

II



Engelhardt,
Ein warmes
Haus im Norden.



Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.



Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.

Engelhardt
Ein
warmes
Haus
im Norden.

Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.



Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.



Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.



Handwritten text in Gothic script, likely a page number or reference.

Ergebnisse des 15. bis 18. Jhr
Hessenpfort



Eigentum der Bibliothek
Hasselpoth

Lr

Ein warmes Haus im Norden.



Ergebnisse des 15. Monats
Hessen 1874

1.50^e Nr 2

3/12 10

Eigentum der Bibliothek
Masenpott

Ein warmes Haus im Norden.

Eine Kindergeschichte
aus den baltischen Ländern.

Für Kinder von 10—14 Jahren.

Von

Lisa v. Engelhardt.

— ♦ — Zweite Auflage. — ♦ —

Reval, 1900.

Verlag von Franz Kluge.

aus dem Jahre

Die Kindergeschichte

aus dem Jahre

Alle Rechte vorbehalten.



136-654
E

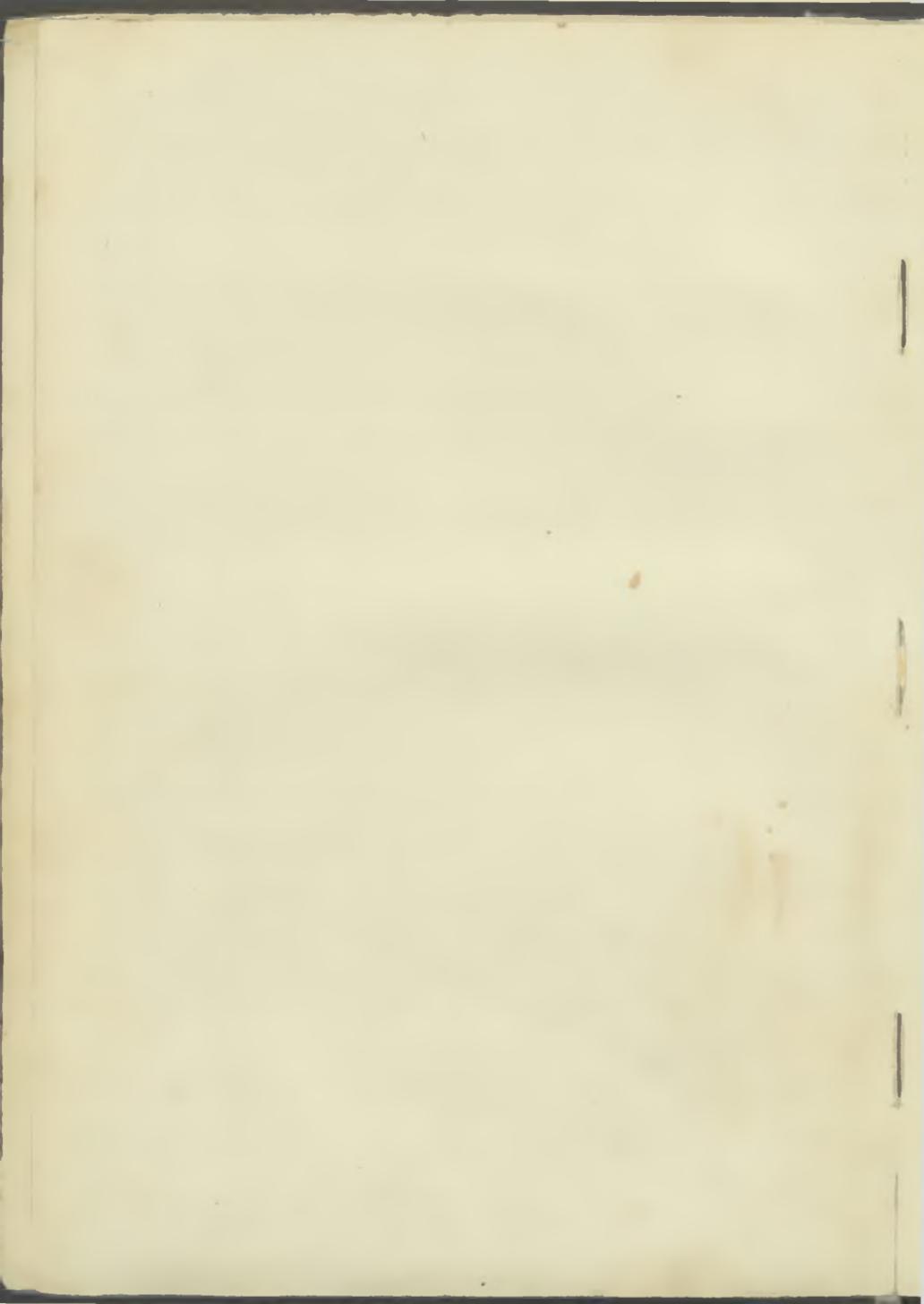
1900

Meiner

lieben Tochter Elisabeth

gewidmet

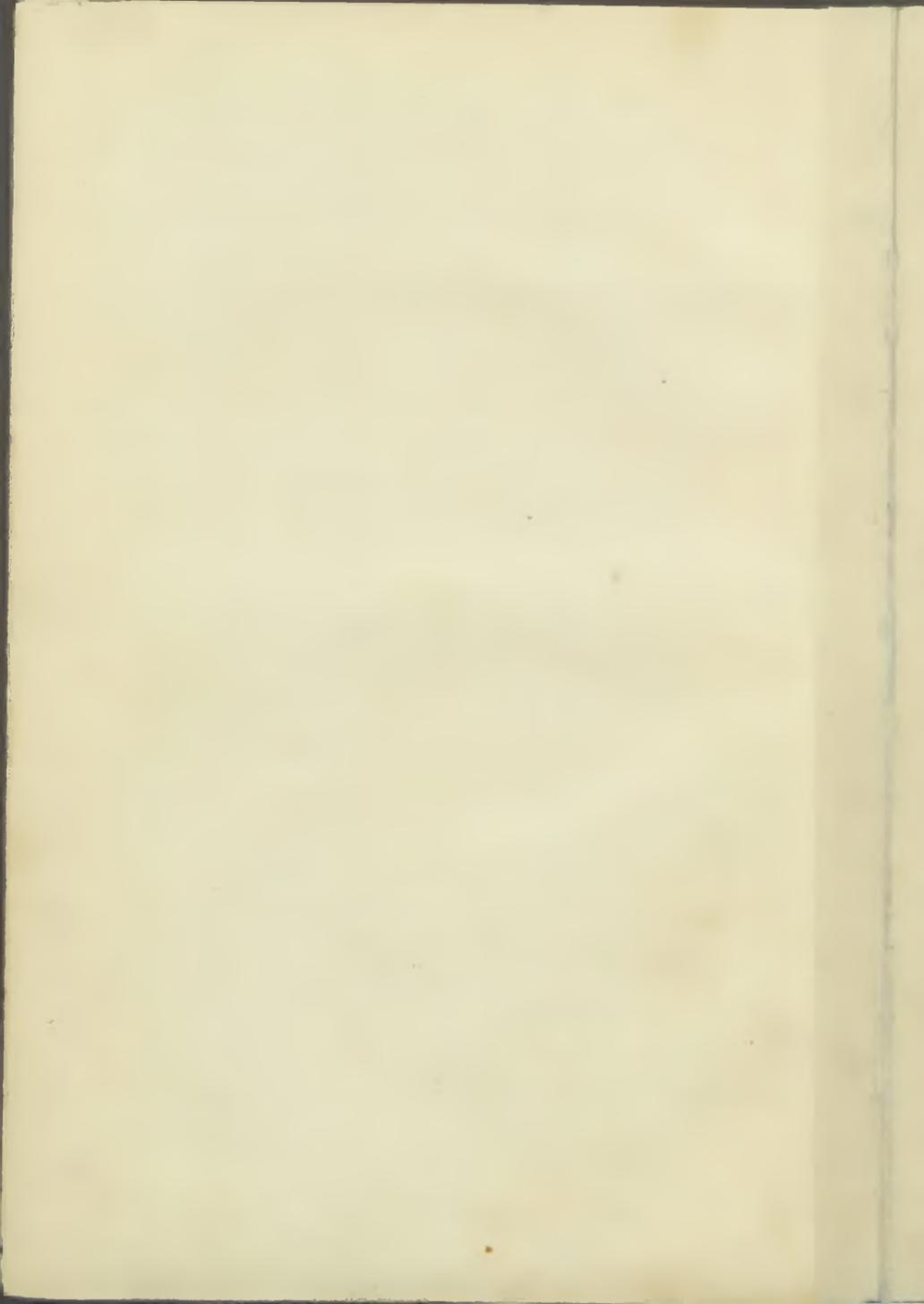
Lisa v. Engelhardt.



„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

„O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entflieh'n im Traum!“

(Müller.)



Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel.	
Eine folgenreiche Schlittensfahrt	1
Zweites Kapitel.	
Freundliche Aufnahme	23
Drittes Kapitel.	
Gennaro Rossi aus Sorrento	33
Viertes Kapitel.	
Der neue Hausgenosse	52
Fünftes Kapitel.	
Ein Besuch aus der Nachbarschaft	67
Sechstes Kapitel.	
Frühlings- und Sommerszeit	86
Siebentes Kapitel.	
Ferienfreuden	96
Achtes Kapitel.	
Draußen wird's kalt, drinnen bleibt's warm	103
Neuntes Kapitel.	
Welches von Hunden, Wölfen und anderen Dingen handelt	108
Zehntes Kapitel.	
Gennaro bekommt einen Geburtstag	115
Elftes Kapitel.	
Ein unverhofftes Wiedersehen	117
Zwölftes Kapitel.	
Ohne Tante Tali	124

	Seite
Dreizehntes Kapitel.	
Ein Ausflug au den Strand	131
Vierzehntes Kapitel.	
Die Tage in der Lörrromühle	135
Fünzehntes Kapitel.	
Ein Freundschaftsbund und die Heimfahrt	143
Sechzehntes Kapitel.	
Wie es Martha auf dem „Freundschaftszug“ erging	148
Siebzehntes Kapitel.	
Der Giftjame geht auf	163
Achtzehntes Kapitel.	
Wer Wind säet, wird Sturm ernten	170
Neunzehntes Kapitel.	
Dunkle Zeiten auf Grenholm	179
Zwanzigstes Kapitel.	
Wieder aufgenommen	184
Einundzwanzigstes Kapitel.	
Glückliche Wandlungen	189
Zweiundzwanzigstes Kapitel.	
Schluß	193

Erstes Kapitel.

Eine folgenreiche Schlittenfahrt.

„Liebe Mama, nicht wahr, wir dürfen Grisi anspannen und spazierenfahren?“ so rief es aus drei jungen Kehlen zugleich der Frau von Gart entgegen, die mit einer Näharbeit beschäftigt am Fenster ihres Privatimmers saß. Die letzten rötlichen Strahlen einer nordischen Winter Sonne fielen eben in das freundliche Gemach, das mit seinen ephennunrankten Fensterbrüstungen und dem geschmackvoll arrangierten Blumentisch, auf dem Hyazinthen und Crocus blühten, einen sehr wohlichen Eindruck machte und gegen den Namen zu protestieren schien, den Frau v. Gart ihm gern beilegte, da sie es ihren „Schmollwinkel“ zu nennen pflegte. Ihr Mann verwahrte sich übrigens auch gegen diese Bezeichnung und erklärte, sie sei eine krasse Unwahrheit, denn erstens schmolle seine Frau niemals darin, das verstehe sie überhaupt nicht, und zweitens sei es durchaus kein Winkel, sondern das hübscheste Zimmer im Hause.

„Nicht wahr, wir dürfen fahren?“ riefen Axel, Alfred
v. Engelhardt, Ein warmes Haus im Norden.

und Martha ins Zimmer hereinstürmend, wie aus einem Munde. Es waren die drei ältesten Kinder, von zwölf, zehn und neun Jahren.

„Wie steht es denn mit den Wochenzeitsuren? heute ist Sonnabend“, fragte die Mutter.

„O, Herr Brenner ist ganz zufrieden mit uns, und Anisja Petrowna hat auch nichts Schlimmes gesagt“, beteuerte die neunjährige Martha. „Deswegen dürfen wir schon fahren, Mutterchen!“

„Es ist nicht wahr, daß Herr Brenner ganz zufrieden mit uns allen ist“, seufzte nun Alfred mit niedergeschlagenen Augen, aber mit fester Stimme. „Mich hat er gestern in der lateinischen Stunde gescholten, ich hab' beim Übersetzen ziemlich stark gekohlt. Da sagte er mir, wenn es noch einmal passiere, würde ich eine schlechte Nummer bekommen, diesmal wolle er noch gnädig sein.“

„Nun eben, du hast ja die schlechte Nummer noch nicht bekommen, Alfred, darum können wir eben doch spazieren fahren“, sagte Martha eifrig.

„Spazierenfahren können wir schon, wenn Mutter erlaubt“, war Alfreds Antwort, „aber ich wollte nicht, daß gesagt würde, Herr Brenner sei ganz mit uns zufrieden, wenn es sich anders verhält.“

„Ach, du bist ein unansprechlicher Pedant und Griesgram und wirßt uns noch die Freude verderben“, rief Martha heftig.

„Und du bist eine Flunkebase, die schwarz weiß machen will, wenn's ihr so paßt“, fuhr Alfred zornig heraus, „und das werde ich nicht leiden, und wenn darüber auch ein Vergnügen verloren geht.“

„Kinder, Kinder, was höre ich?“ sagte die Mutter ernst — „ist das die Sprache lieber Geschwister unter einander? Der Wochenzensur wegen hätte ich euch die Spazierfahrt schon erlauben dürfen, aber euer heftiges und unfreundliches Wesen unter einander —“

„Oh verzeih, verzeih, Mutterchen!“ rief Martha der Mutter um den Hals fallend, und dann Alfred umarmend, der noch düster blickend da stand, fügte sie bittend hinzu: „Sei nicht böse, Fredchen, ich wollte, ich hätte es nicht gesagt! Du bist kein Pedant, du bist ein ehrlicher Junge und ich liebe dich auch so sehr. Aber du mußt auch nicht sagen, daß ich eine Flunkebase bin, das bin ich doch gewiß nicht, nicht wahr, Axel, ich bin es nicht?“

„Nein, es war nicht recht von Alfred dich so zu nennen.“

„Es thut mir leid, daß ich's that“, sagte Alfred kurz und reichte der Schwester die Hand hin, die diese ergriff und freundlich festhielt.

„Recht so“, sagte die Mutter freundlich — „und jetzt lauft schnell zum Stall, ihr Jungen, und spannt Grisi vor den Reggi (ein niedriger Schlitten) und kommt dann vorgefahren, um Martha aufzunehmen.“

„Dürfen die Kleinen nicht auch mit?“ fragte diese.

„Nein, für die ist es heute zu spät, die Sonne geht bald unter, ehe ihr zurück seid ist es dunkel, aber euch thut das weiter nichts, denn der Mond steht schon am Himmel, mir zieht euch warm an und nehmt eine Schlittendecke mit.“

Nel und Alfred waren auf und davon und auch Martha wollte eben wegspringen, als die Mutter ihr sagte: „Hol doch dein Strickzeug her, Marthachen, bis die Brüder mit dem Schlitten vorkommen, kannst du dein Pensum fertig haben und bist dann nachher ganz frei.“

„Ach, Mamachen, kann ich nicht lieber später stricken?“ fragte Martha in kläglichem Ton.

„Du bist dann nachher ganz frei, und dieses Viertelstündchen fängst du doch nichts Rechtes mehr an.“

„Ja, das wohl, liebe Mama — aber“.

„Kein ‚aber‘, liebes Kind, hol recht flink dein Strickzeug, damit du fertig bist, wenn die Brüder kommen.“

Martha wußte was sie zu thun hatte, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, wenn auch mit etwas unwölkter Stirn, holte sie ihren Strumpf herbei und setzte sich auf den Schemel neben dem Stuhl der Mutter.

Aber lange konnte ihre Verstimmung nicht vorhalten so in nächster Nähe von der geliebten Mutter, und bald war die kleine Plapperzunge in ebenso eifriger Bewegung wie die Stricknadeln, und als diese ihre Arbeit für heute gethan hatten, war jene noch lange nicht stille.

Da ertönte helles Schellengeklingel vom Stalle her und dazwischen Peitschenknallen. Martha flog wie ein geschrecktes Reh ins Vorzimmer, hüllte sich rasch in ihren warmen Mantel, Pelzmütze, Pelzstiefel und warme Handschuhe vervollständigten den Anzug; zuletzt warf sie sich noch einen Baschtic aus leichtem Wollenzug über den Kopf, um Ohren und Hals zu schützen. So wohlverwahrt gegen die Winterkälte sprang sie noch einmal zur Mutter zurück, küßte ihr die Hand und eilte dann über die Veranda, die jetzt so öde und leer da stand, auf den Weg hinunter, wo die Knaben mit dem Schlitten hielten. Sie verpackten das Schwesterchen sorgfältig mit der Schlittendecke aus Bärenfell, Aigel ergriff die Zügel und suchte Grisi durch lautes Peitschenknallen zu einem bedächtigen Trabe zu ermuntern.

„Wir haben gelost wie wir kutschten sollen“, sagte er zu Martha. „Bis zum Steinbruch kutsche ich, dann kommst du bis zur Sägemühle, von dort nachhause Alfred.“

„Warum wollt ihr den Weg fahren?“ fragte Martha, „durchs Dorf und dann durch den Wald zurück ist es ja viel hübscher.“

„Durchs Dorf können wir heute nicht“, erklärte Aigel, „denn wie du siehst, laufen alle sechs Hunde mit uns, da giebt es allemal mit den Dorfhunden eine Beißerei und blutige Schlacht.“

„Ja, das ist wahr“, meinte Martha, „aber“, fügte sie zögernd hinzu, „jetzt müssen wir am Kapellenberg vorbei.“

„Was schadet das? du wirst dich doch nicht vor Gespenstern fürchten?“ gab Agel lachend zurück.

„Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern“, beteuerte Martha entrüstet, „aber etwas gruselig finde ich es doch so im Dämmerlicht am Kapellenberg vorüberzufahren.“

„Martha, Martha,

Du bist nicht aus Sparta!“ deklamierte Alfred.

„Ich will auch gar nicht aus Sparta sein“, sagte Martha in etwas gekränktem Ton, „ich finde gar nichts Schönes an deinem Sparta; auf kaltem Stein zu schlafen und nur immer die unappetitlichen Blutsuppen essen! und daß die Mütter ihre Söhne partout in den Krieg schicken und dann nicht einmal weinen, wenn sie todt nachhause kommen!“

„Tot nachhause kommen? — so, so! — wohl zu Fuß? nicht wahr, Schwesterchen?“ warf der unerbittliche Alfred ein.

„Oder tot nachhause gebracht werden, du Wortklauber — das ist ja einerlei!“

„Das ist sehr zweierlei, geliebte Schwester“, fuhr Alfred in ruhigem Tone fort, während es in seinen sonst ernst blickenden Augen lustig aufblitzte als er zu Martha hinüber schaute. „Es ist sehr zweierlei, ob ein Spartaner seiner Mutter tot nachhause gebracht wird, oder ob der Spartaner tot nachhause zu seiner Mutter gegangen kommt.“

„Hör doch einmal auf, Alfred, du bist unausstehlich.“

„Danke fürs Kompliment!“ sagte Alfred, sich höflich gegen Martha verbeugend und seine Pelzkappe lüftend.

„Ruhe, Ruhe, Kinder!“ rief nun Axel dazwischen, der sich bis dahin nicht in das Gespräch gemischt hatte und den es offenbar belustigte. „Ich führe Zügel und Scepter und habe für Ruhe zu sorgen.“ Damit knallte er mit der Peitsche, und auf dieses Zeichen hin stellte Alfred seine Neckereien ein, und Martha schwieg erleichtert. Dies war ein durch die Tante eingeführter Brauch, den die Kinder treulich beobachteten: wer zur Zeit die Zügel und Peitsche führte, hatte über die Ruhe der Anwesen zu wachen; ein Mahnruf und zwei Peitschenknalle waren das Zeichen, dem sich die anderen sofort zu unterwerfen hatten; wer es daran fehlen ließ, durfte das nächste Mal nicht mitfahren. Doch dieses war nur einmal vorgekommen, und zwar hatten beide Brüder, die in einen heftigen Streit über eine Jahreszahl der alten Geschichte geraten waren, sich nicht unter Marthas Zuruf und Peitschenknall beugen wollen. Die Folge war gewesen, daß sie beide das nächste Mal zuhause bleiben mußten, und Martha statt dessen das dreijährige Zwillingsspärchen, Hamiel und Gretel, mit deren ehstnischer Wärterin Mai, spazierengefahren hatte. Aber Marthas Freude war sehr getrübt durch den Gedanken an die bestrafte Brüder zuhause.

„So, nun kommst du an die Reihe, Martha“, sagte Axel, als sie den Steinbruch erreicht hatten. Martha nahm

mit Freuden seinen Platz ein und dachte im stillen, „wenn man denn schon am Kapellenberg vorüberfahren muß, so ist mir's recht, daß ich kutschiere, denn so kommen wir am schnellsten dran vorüber; ich will Grisi recht anfeuern den unheimlichen Ort bald im Rücken zu lassen.“

Es dauerte nicht lange, so kam der Kapellenberg in Sicht. Es war ein kleiner Hügel, auf dem vor alten Zeiten eine Grabkapelle gestanden hatte, in der die Glieder einer Familie beigesetzt worden waren, die durch viele Generationen hindurch das Gut Grenholm besessen hatte, das jetzt dem Baron Gart gehörte. Jene Familie war längst ausgestorben, die Kapelle zerfallen, zum Teil auch von roher Hand zerstört.

Als Baron Gart das Gut in einer Erbschaft antrat und es mit seiner jungen Frau bezog, war eine seiner ersten Handlungen gewesen, die im Grabgewölbe umherliegenden Schädel und Knochen ordentlich beerdigen zu lassen, das Gewölbe zu erneuern, den Trümmerhaufen zu planieren und ein hübsches Kreuz auf demselben errichten zu lassen, das auf der einen Seite die Inschrift trug: „Ehemaliger Begräbnisplatz der Familie v. Wiesen“, auf der anderen Seite aber den Spruch:

„Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft.“

Dieser Hügel war ein beliebter Zielpunkt der Abend-

Spaziergänge im Sommer, da man von oben eine sehr anmutige Aussicht in das gut bebante Thal eines Flüsschens hatte, das mit munterem Lauf dem Meere zueilte, welches in gerader Richtung etwa 20 bis 25 Kilometer von hier entfernt war. Tiefer, dunkler Tannenwald trat bis dicht an den Hügel heran, und das ernste Rauschen der Tannen stimmte wundervoll zu dem ganzen Ort. Jetzt im Winter sah es alles anders aus. Das weiche Schneetuch deckte alles gleichmäßig zu, nur das schwarze Kreuz auf dem Gipfel ragte in die bleiche Dämmerung hinein; ein paar knorrige Kiefern und tiefschwarze Tannen, die den Hügel schmückten, hoben sich ebenfalls scharf gegen den einförmig weißen Hintergrund ab.

Martha blickte gar nicht nach dem düsteren Orte hin, sondern peitschte auf die arme lebensmüde Grisi, die durch nichts aus der Fassung und einer beschaulichen Stimmung zu bringen war, aus allen Kräften los, sie mit allerhand Zurufen in russischer und ehstnischer Sprache, deren man sich hier bei solchen Gelegenheiten stets bedient, anfeuernd.

„No! pascholl!*) Grisi, Grisi, rutto, rutto!**)

Aber Grisi behielt ihr gewohntes Tempo bei, das besser zu ihrem ehrwürdigen Alter als zur Ungeduld ihrer Lenkerin stimmte.

*) russisch: vorwärts marich!

***) ehstnisch: schnell, schnell.

„Martha, halt! Grisi, stoi!“*) schrieb plötzlich Axel gebieterisch, und Grisi stand sofort wie angewurzelt still, trotz Marthas Anstrengung sie zum Weiterlaufen zu bewegen, denn sie vermutete nur wieder eine Neckerei der Brüder hinter diesem Befehl gerade an dieser Stelle.

„Halt doch, jag ich dir.“ rief Axel ungeduldig, „seht doch, was liegt denn da am Fuße des Kapellenberges? es sieht aus wie ein schlafender Knabe. Der darf dort nicht liegen bleiben; es wird heute recht kalt, wenn er da einschläft, wacht er am Ende nicht mehr auf. — Ihr wißt ja was Tante Tali uns neulich davon erzählte. Ich will hin den Jungen aufwecken und nachhause schicken“.

„Ach Axel, liebes Herzens-Axelchen, geh nicht hin!“ flehte Martha angstvoll, „vielleicht ist es kein Knabe, sondern ein betrunkenener Mann, oder ein Bösewicht — oder ein —“ „Oder ein toter Spartaner, der nachhause geht“, schloß Alfred mit Grabesstimme.

Axel lachte, aber Martha konnte nicht lachen, ihre Angst wurde durch diese Bemerkung nur erhöht, und sie klammerte sich fest an Axels Arm.

„Sei nicht albern, Martha“, sagte dieser sich lösmachend. „Alfred“, setzte er leise hinzu, „du hast für Martha zu sorgen, ängstige das dumme Ding nicht noch mehr. Hörst du!“

*) rüsch: halt.

„Versteht sich“, brummte dieser, „sonst kutschiert sie noch ganz allein in den Wald hinein vor lauter Furchtsamkeit. Die Mädchen sind und bleiben ein elendes Volk.“ Damit setzte er sich dicht neben die Schwester, zog ihre Hand durch seinen Arm und saß dann stumm da, mit den Augen Azels Gang durch den tiefen Schnee verfolgend.

Die ganze Hundeschar war bisher dem Schlitten gefolgt oder ihm vorangelaufen; an der Spitze zwei graue, langhaarige Windhunde, Mor und Rasboi, dann des Vaters kluger Hühnerhund Trusty; dicht hinter dem Schlitten ein ungleiches Pärchen, der große Neufundländer Dagor und neben ihm der englische Rattenfänger Bobby; und endlich als Nachtrab der Wirtschaftlerin Madame Grünberg's geliebtes Hündchen Schnauzi, von dem kein Mensch zu sagen wußte, welcher Rasse es angehörte, es war kurz, feist und glatthaarig, nur der überraschend lange Schwanz trug am Ende ein Büschel Haare, die hochaufgerichteten Ohren waren mit langen Haaren besetzt und gaben dem sonst kleinen, spitznasigen Kopf ein ganz besonderes Aussehen. Der Dunkel Fritz aus Menhof pflegte zu sagen: Schnauzi sei halb Mastochse und halb Fledermaus, aber es sei ein sehr interessantes und biedereres Tier und habe von Jahr zu Jahr mehr Ähnlichkeit mit seiner Herrin „Madame“, (wie sie kurzweg genannt wurde). Nur die Gewohnheit an den gemeinsamen Spazierläufen der anderen Hunde teilzunehmen habe Schnauzi aus eigener Liebhaberei

angenommen, und darin bliebe er sich treu trotz „Madames“ ausgeprochenener Abneigung über den Hofzaun und die Hofpforte hinaus zu spazieren. Sobald diese Trabantenjünger merkte, daß etwas „los sei“, versammelte sie sich sofort um Axel, ein paar von ihnen näherten sich der liegenden Gestalt, auf die Axel zuging und beschmupperten sie prüfend.

Als Axel nah genug herangekommen war, um den Liegenden genau betrachten zu können, sah er einen Knaben von etwa elf Jahren in so leichter, zerrissener Kleidung, wie sie hier zu Lande im Winter kaum von Bettelkindern getragen wird. - Gegen den Schnee sah die Hautfarbe des Jungen beinahe schwarzbraun aus, dicke, rabenschwarze Locken fielen ihm ins Gesicht und hoben sich gegen das blendend weiße aber todeskalte Kissen ab, auf dem das arme reisemüde Kind wie zum letzten Schlaf niedergefunken war. In den Händen hielt er ein Instrument, das Axel als eine Ziehharmonika erkannte.

Axel sah sofort, daß er es hier nicht mit einem Ehestenkinde zu thun habe, das er einfach aufwecken und nachhause schicken könne. Er berührte die Schulter des Schlafenden, ohne daß dieser erwacht wäre. Dann rüttelte er ihn stärker und rief ihm zu doch aufzuwachen. Langsam schlug der Knabe nun ein paar große kohlschwarze Augen auf, wie Axel sie noch nie gesehen, die Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton vernehmbar wurde, dann plötzlich preßte er seine Harmonika zusammen, so daß ihr ein lauter,

klagender Ton entströmte, vor dem die geängstigte Martha bebend zusammenfuhr; im nächsten Augenblick aber schlossen sich die dunklen Augen wieder, die Arme sanken matt herab, und was Axel auch versuchte, um den armen Fremdling wieder zu erwecken, blieb fruchtlos. Ratlos kehrte er zum Schlitten zurück.

„Was sollen wir nun beginnen?“ sagte er, „ich kann ihn nicht aufwecken. Ich denke, wir wollen zum nächsten Krug fahren, es dem Krüger erzählen und ihn bitten, den armen Knaben zu sich zu holen.“

Axel war in den Schlitten gestiegen und Martha, die noch den Schreck von dem rätselhaften Klage-ton in den Gliedern spürte, war im Augenblick so froh ihren Axel wohlbehalten im Schlitten zu haben, daß sie sofort Grifi zum Trab anfeuerte, was diesmal überraschend guten Erfolg hatte, so daß sie bald den Kapellenberg hinter sich hatten. Jetzt erst sammelte Martha ihre Gedanken ordentlich und hörte, was die Brüder miteinander sprachen. Sie verhandelten eifrig, was mit dem rätselhaften Fremdling zu thun sei, und Martha vernahm eben die von Alfred ausgesprochenen Worte: „So halbtot am Wege liegen.“

Wie ein heller Blitz fuhren diese wenigen Worte in Marthas, durch kindische Furcht und Aufregung bisher ganz verwirrten Sinn und schlugen zündend in ihr Herz und Gewissen.

„Und ließen ihn halbtot am Wege liegen —“

kamen diese Worte nicht in der biblischen Erzählung vor, die die Mutter letzten Sonntag mit ihnen gelesen und besprochen hatte? und hatten sie nicht ihr ganzes Herz zu Mitleid und Entrüstung bewegt! und als es weiter hieß vom Priester und Leviten: „und sahen ihn, und gingen vorüber —“ o, wie war sie innerlich empört gewesen und konnte es nicht fassen, daß man so sein könne. Und jetzt eben?

Dunkle Röte stieg in Marthas Wangen und Thränen traten ihr in die Augen.

„O, verzeih mir, lieber Gott!“ betete sie im stillen, und blickte zum blassen Himmel auf, der zwischen den dunkeln Tannenwipfeln sichtbar war.

Dann hielt sie entschlossen Gristi in ihrem Laufe an, und sich zu den Brüdern umwendend, sagte sie mit einer klaren Festigkeit und Entschiedenheit, die diese nie früher an ihr gesehen hatten: „Brüder, wir müssen gleich umkehren, und den halbtoten Knaben auf unseren Schlitten heben und ihn nachhause bringen, sonst stirbt er. Der Krug ist noch recht weit und der Krüger ist ein unfreundlicher Mensch, der wird den armen Jungen nicht gut behandeln und am Ende gar nicht von hier fortbringen. Ich kehre eben um“, und damit führte sie mit geübter Hand den leichten Schlitten bis hart an den Rand des Waldes, um Platz für eine Wendung zu gewinnen, und im nächsten Augenblick fuhren sie wieder dem Kapellenberg zu.

„Martha, du bist ein Bligmädel! Ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn!“ rief Alfred in aufrichtiger Bewunderung aus, „was hat dir denn plötzlich die Courage gegeben, Marcibitschen?“

„Oh“, sagte Martha zögernd und wieder glühten ihre Wangen, „mir fiel die Geschichte vom barmherzigen Samariter ein, und ich schäme mich so, daß ich zuerst vorüber gegangen bin an dem, der halbtot am Wege liegt. Nun möchte ich es machen wie der Samariter. Und ihr wollt ja doch auch, nicht wahr?“

„Natürlich wollen wir es, aber so ganz vorüber gehen wollten wir eigentlich doch nicht“, fuhr Axel fort, „wir wollten ja dem Krüger sagen, er solle sich des armen Jungen annehmen.“

„Ein Krug ist bei uns zu Lande das, was in Palästina eine Herberge ist“, erläuterte Alfred, „und der barmherzige Samariter brachte den unter die Räuber Gefallenen in eine Herberge, wir wollten ihn in den Krug schaffen.“

„Es kommt mir aber doch nicht ganz gleich vor“, versetzte Martha, „erstens nahm der Samariter ihn gleich auf und hob ihn auf sein Tier, und dann war der Wirt in der Herberge gewiß nicht so unfreundlich wie der Krüger Maddis; und dann glaube ich auch, daß der Samariter ihn nicht in die Herberge gebracht hätte, wenn sein eigenes Haus so nahe gewesen wäre, wie hier unseres.“

„Die Bemerkung war treffend! Mädchen, ich frage

dich noch einmal, was ist das für ein plötzlicher Anfall von Weisheit, Güte und Gesetheit, der über dich gekommen ist?"

„Ach neck' mich doch jetzt nicht, Alfred“, bat Martha freundlich.

„Ich necke dich gar nicht, es ist mein heiliger Ernst“, versetzte jener, und unversehens umarmte er von hinten her das Schwesterchen und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf jede Wange. Dann, sich wieder neben Agel niederlegend, flüsterte er diesem ins Ohr: „Das Mädchen wird noch famos, sag' ich dir.“

Agel nickte zustimmend mit dem Kopf; er hatte fast nie einen Konflikt mit der so viel jüngeren Schwester und wurde oft ungehalten über Alfred, daß der es nicht lassen konnte sie zu necken und sein Übergewicht über sie zu sehr ausbeutete. Jetzt nahten sie sich wieder dem Kapellenberg und schon war die liegende Gestalt deutlich zu sehen.

In ihrem „Anfall von Weisheit“ hatte Martha die gute Idee, diesmal mit dem leichten „Reggi“ vom Wege abzubiegen und hart bis an den Schlafenden oder Ohnmächtigen heranzufahren.

Alle drei Kinder sprangen nun vom Schlitten und bemühten sich, den Unglücklichen durch Schütteln und Rufen aufzuwecken, doch vergebens. Da erfaßte Martha eine Hand voll Schnee und begann ihm damit Gesicht und Schläfen zu reiben. Mit einem tiefen Seufzer schlug der

Knabe die Augen auf und betrachtete verwundert seine drei Retter.

„Steh auf, guter Junge, wir helfen dir bis auf den Schlitten“, sagte Axel freundlich, ihm unter die Arme greifend.

„Grazie, mille grazie signor!“ stammelte der arme Knabe, und ein Strahl des Dankes brach aus seinen fast erloschenen Augen.

„Boß tausend, das klingt ja wie italienisch“, meinte Axel.

„Si, si, Italiano!“ bestätigte der Knabe und nickte eifrig mit dem Kopf.

„Das ist ja ‚hochinteressant‘, wie Herr Brenner sagen würde“, rief Axel, „ich dachte es sei ein Zigeunerknabe oder ein Judenjunge, aber nun gar ein leibhaftiger Italiener! Wie der nur hierher geraten sein mag?“

Mit Hilfe der drei Kinder gelang es dem kleinen Italiener die wenigen Schritte bis zum Schlitten zu machen, wo sie ihn gut placierten und ganz in die warme Schlittendecke einhüllten. Martha hob die zu Boden gefallene Harmonika auf und legte sie neben ihn in den Schlitten, wofür ihr ebenfalls ein freundliches: „Mille grazie, signorina“ zuteil ward. Dann schloß er wieder die Augen und schien eingeschlafen. Nun ging es rasch vorwärts, denn Grißi merkte, daß es dem heimatischen Stalle zuzuging und beschleunigte ihren Lauf von selbst.



Die Geschwister besprachen sich nun leise darüber, wie sie wohl am besten den neuen Ankömmling zuhause anmelden sollten.

„Wenn wir zuhause ankommen lauf' ich schnell zu Tantali“, so abgeschliffen war nämlich in der Kinderstube vom vielen und meist eiligen Gebrauch der Name „Tante Natalie“, „die wird's dann schon Papa und Mama sagen“, schlug Martha vor.

„Das finde ich nicht ganz ehrenhaft“, warf Alfred ein. „Eine so wichtige Sache, die wir auf eigene Faust gethan haben, sollten wir zuerst den Eltern sagen.“

„Nicht ehrenhaft!“ rief Martha beleidigt, „ist Tante Tali etwa nicht ehrenhaft?“

„Du bleibst wieder nicht bei der Stange! Ich rede nicht von Tante Tali, sondern von unserer Handlungsweise, wenn wir's nicht selbst zuerst den Eltern sagen.“

„Alfred hat recht“, entschied Agel, „ihr Mädchen versteht solche Dinge nur halb. Wir sagen's gleich den Eltern, die werden uns gewiß keinen Vorwurf machen, sondern ganz einverstanden sein.“

„Besonders wenn wir an die Geschichte vom barmherzigen Samariter erinnern“, meinte nun Martha, der doch noch ein leiser Zweifel blieb, ob nicht irgendetwas an der ganzen Sache, die ja so ungewöhnlich war, am Ende die Unzufriedenheit der Eltern erregen könne.

„Wie wäre es, wenn wir zwei, Agel und ich, zuerst

ausstiegen, Alfred hält so lange mit dem Schlitten vor der Hausthür, und erst nachdem wir alles erzählt haben, bringen wir den armen Jungen ins Haus.“

Dieser Vorschlag ward von den Brüdern gebilligt, und um der Sache noch einen geheimnißvollen Reiz zu verleihen, machte Axel den Vorschlag: wenn die Eltern ganz einverstanden mit allem seien, würde er schon im Vorzimmer einen zweimaligen schrillen Pfiff erschallen lassen, sei dagegen irgendwelcher unvorhergesehener Übelstand bei der Sache, so werde er den bekannten Eulenkuf ertönen lassen.

Damit waren nun alle Teile einverstanden und das letzte Stück des Weges wurde nicht mehr gesprochen, denn Axel und Martha überlegten sich ihren Bericht, den sie den Eltern abzustatten hatten, und Alfred verlor sich in Mutmaßungen über das wahrscheinliche Schicksal ihres neuen Schüßlings.

Jetzt fuhren sie in den Hof ein und jeder repetierte noch rasch das festgesetzte Programm ihres Auftretens. Aber wie es so manches Mal im Leben mit dergleichen vorgenommenen Dingen geht, so war's auch diesmal; durch einen kleinen unvorhergesehenen Umstand wurde das ganze Programm über den Haufen geworfen.

Der Mutter war es aufgefallen, daß die Kinder diesmal so lange ausblieben, denn ihr Erlebnis und all die Beratungen vor- und nachher hatten viel Zeit in Anspruch

genommen, und als sie jetzt das Geklingel vernahm, eilte sie selbst, in einen warmen Shawl gehüllt auf die Veranda hinaus um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei.

Das paßte nun gar nicht ins Programm, denn wo blieb nun die „ehrenhafte“ Mitteilung an beide Eltern, wo die Pfiffe oder der Eulenkriecher? Die so gut vorbereitete kleine Gesellschaft war ganz verwirrt und aus dem Konzept gebracht durch das unerwartete Erscheinen der lieben Mama. Dieser fiel das ungewöhnliche Schweigen auf und da sie, aus dem hellen Salon kommend, ihr Auge nicht gleich an die Dunkelheit draußen gewöhnen konnte, rief sie mit ängstlicher Stimme den Kindern zu: „Kinder, warum bleibt ihr so lange fort? Ist etwas passiert?“

Martha, nur auf den besorgten Ton der Stimme achtend, antwortete schnell: „Nein, nein, Mamachen es ist nichts passiert.“

„Doch, es ist etwas passiert, und etwas Wichtiges“, berichtete der so genaue Alfred.

„Ja, ja, aber nichts Schlimmes“, setzte Axel beruhigend hinzu.

„Es hätte aber sehr schlimm werden können, es hätte ein Leben kosten können“, korrigierte Alfred die unpräzise Ausdrucksweise seiner Geschwister.

„Was? ein Leben kosten können? um alles in der Welt, Kinder, erzählt doch vernünftig, was euch zugefallen ist.“

„Uns nicht, liebe Mutter“, sagte nun Nzel, der mit Martha zur Mutter auf die Veranda getreten war, während Alfred den Schlitten noch vor der Anfahrt hielt, um das Ende der Erklärung abzuwarten. „Uns ist nichts Schlimmes zugestoßen, aber . . .“.

„Aber wir wollten nicht vorübergehen wie der Samariter“, fiel Martha rasch ein, um doch ja diesen für sie wichtigsten Teil der ausgedachten Rede wenigstens anzubringen, „oder eigentlich wir fuhren erst doch vorüber wie der Samariter“.

„Red' doch keinen Unsinn, Martha“, ertönte es unten vom Schlitten herauf, „wann ist denn der Samariter vorübergegangen, oder gar gefahren?“

„Ach nein, ich versprach mich, wir wollten nicht vorübergehen wie die Schriftgelehrten und Pharisäer.“

„Wieder gepudelt! Priester und Levit waren es“, tönte es von unten herauf.

„Hör jetzt auf, Alfred, mit deiner Kritik“, rief die Mutter ihm zu, „und jetzt Nzel, erzähl du mir endlich deutlich und verständlich, was ihr erlebt habt.“

„O madonna mia! per carità! per l'amor di Cristo!“ ertönte jetzt plötzlich eine schwache, aber wunderbar klingvolle Stimme vom Schlitten herauf.

„Was ist das? Kinder! Wer redet da?“ rief nun die Mutter und eilte die Stufen hinab, auf den Schlitten zu.

„Eben, der halbtote Italienerjunge ist es, den wir

mitgebracht haben, weil er sonst am Kapellenberg erfroren wäre, wo er eingeschlafen lag und sich nicht mehr rühren konnte; da halfen wir ihm in den Schlitten und brachten ihn hierher, denn er lag halbtot am Wege und wir dachten dran, daß du uns sagtest: wir sollten im Leben immer so handeln, wie der Samariter und nicht wie der Priester und Levit. Und als Axel zuerst allein zu ihm ging, hat er nichts gesagt, aber einen schauerlichen Ton auf der Harmonika gespielt, da hab' ich mich schrecklich gefürchtet.“

Martha hätte noch viel zu sagen gehabt, aber Fr. v. Gart war mit der endlich erhaltenen Auskunft zufrieden, und beugte sich jetzt teilnehmend über den augenscheinlich sehr geschwächten armen Knaben, dessen Gesichtszüge sie in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte.

„Fahr' ihn in den Hof zur Hinterthür und sag' dem Wächter!*) Ado, der eben dort gegangen kommt, er solle den Knaben aus dem Schlitten heben und ins Haus tragen; ich will zu Madame gehen und das Nötige besprechen. Du, Martha, spring rasch ins Haus und hilf der Tante den Theetisch besorgen, sie wartet schon lange auf dich.“

Damit kehrte die Mutter ins Haus zurück und jedes der Kinder beeilte sich, ihren Worten nachzukommen.

*) Bezeichnung des Ofenheizers.

Zweites Kapitel.

Freundliche Aufnahme.

Fr. v. Gart durchschritt rasch das Haus und suchte Madame Grünberg, „den Minister des Innern“, wie der Hausherr sie im Scherze nannte, in ihrem sauberen Stübchen auf, von wo aus sie das Regiment über Küche, Keller und Vorratskammer, über die Mägde, den Hühnerhof und die Milchammer in rüstiger, treuer Weise schon seit 15 Jahren führte. „Madame war eher da als Frau Baronin“, dies war eine Redensart, die sie in früheren Jahren hier und da hatte fallen lassen, als ihre Herrin eben verheiratet nach Grenholm gezogen und noch unbewandert mit dem Getriebe eines so großen Haushalts war, besonders wenn irgendeine Anordnung der jungen Hausfrau Madame nicht ganz behagte und sie dieselbe daher für thöricht und unpraktisch hielt. Mit der Zeit aber hatte sie entdeckt, daß die feine junge Dame ganz wohl beurtheilen konnte, was im Haushalt vor sich ging, und keine Gelegen-

heit außeracht ließ, sich durch andere erfahrene Hausfrauen belehren zu lassen. Da hatte sich denn das Blatt gewandt und es war nun die Hausfrau, zu der die Wirtschafterin in allen schwierigen Fällen um Rat kam und allemal nach derartigen Konferenzen äußerst befriedigt mit dem Kopf nickte und zum Koch oder sonst einem deutsch redenden Diensthoten in ihrem, ihrer ehstnischen Abstammung wegen stark korrumpierten Deutsch zu sagen pflegte: „Ich sag' immer: unjere Frau Baronin ist sehr lehrfaß in der Wirtschaft. Sie versteht auch sogar nach Bücher und Zahlen was zu machen, unjereiner macht alles nach Mutmaß und Eigendünkel und es kommt auch ganz gut heraus, aber Herrschaften wollen immer alles nach Gewicht und Zahlen wissen und das ist viel schwerer. Und dabei ist sie so niederträchtig und spricht mit alle Menschen, rein oder schmutzig, ein gutes Wort; und ist gar nicht großmütig wie andere sind, die nie nich Zeit haben, ein Wort anzuhören, was unjereiner zu sagen hat.“

Diese Rede würde in gewöhnliches Deutsch übersezt so viel heißen als: unjere Frau Baronin faßt leicht, was man ihr lehrt. Unjereiner macht alles nach eigenem Gutdünken, ohne Rezepte u. s. w., anders die Herrschaft; unjere Baronin ist auch demütig und herablassend gegen die Leute, und nicht hochmütig wie manche andere.

Fr. v. Gart wußte sehr gut, wie viel für die freundliche und sorgsame Behandlung des armen Knaben davon

abhing, daß Madame ihm von vornherein gewogen sei, und deshalb schilderte sie dieser gutmütigen, aber nicht selten launischen und parteiischen Frau in lebhaften Farben, wie die Kinder den armen, halb erfrorenen und übermüdeten Italiener am Kapellenberg gefunden hätten, und wie die Geschichte vom barmherzigen Samariter sie bewogen habe, den Hilfslosen in ihren Schlitten zu nehmen und nachhause zu bringen. Bei dieser Stelle der Erzählung wüchste Madame Grünberg sich die Augen mit dem Zipfel ihrer großen Schürze und sagte gerührt: „Oh die Kinderchens, die Kinderchens! wollen auch schon Gottes Wort befolgen! Zu meiner Zeit fiel das keinem ein, daß Kinderchen auch Gottes Wort thun könnten.“

„Nun, gute Madame, wollen wir Großen uns nicht durch die Kinder beschämen lassen, sondern auch an ein Gotteswort denken: „was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan“. Sorgen Sie nun recht gut und mütterlich für den armen Jungen, den Aldo gerade eben hereinträgt.“

„Jawohl, jawohl, Madame wird thun, was recht und billig ist, Frau Baronin können sich anf mich verlassen“, beteuerte sie, „Platz für einen Heusack findet sich schon, aber jetzt müßte der Junge zuerst ganz rein gewaschen werden, ehe man ihn im Hause schlafen läßt. Heute ist Sonnabend und die Badestube ist gerade für die Leute zum Baden geheizt, da kann Aldo den Jungen gleich mit-

nehmen und tüchtig reinbaden, das wird ihn auch warm machen wie nichts anderes“.

„Vor allen Dingen geben Sie ihm was Warmes zu trinken und etwas zu essen“, ordnete die Hausfrau an, „dann mag Abo ihn ins Bad hinüber nehmen, das finde ich ganz zweckmäßig; darnach zieht man ihm die abgelegte saubere Wäsche von Axl an, die ich Ihnen gleich geben will, und placiert ihn für die ersten paar Tage in das leer stehende Bett im Handwerkerzimmer, denn ich denke, der arme Bürsche muß erst ordentlich furiert und gepflegt werden, ehe er wieder einigermaßen zu Kräften kommt und man entscheiden kann, was weiter aus ihm werden soll.“

Fr. v. Gart sah teilnehmend zu, wie der Knabe eine Tasse warmen Thee, die ihm von der Tante Katalie durch Martha geschickt worden war, zuerst nur mühsam und halb gezwungen durch Madame Grünberg, die ihn in ihren eigenen Sorgenstuhl gesetzt hatte, zu sich nahm, dann aber mit immer steigendem Behagen den belebenden Trank schlürfte, und wie die großen schwarzen Augen sich immer mehr belebten und mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Dankbarkeit bald auf der Hausfrau, bald auf Madame Grünberg ruhten; doch redete er nur wenig, und das Wenige verstanden sie nicht.

Nun kam auf Madames Geheiß der baumstarke und zu jedem Dienst bereitwillige Abo heran, hob den mageren

schwächlich gebauten Knaben wie eine Feder auf seinen Arm und trabte mit ihm von dannen, der Badestube zu.

„Sei nur recht saust und freundlich mit dem Kind“, rief die Hausfrau ihm nach, „und laß ihn nur kurze Zeit im Bad; dann wickle ihn in deinen neuen Schafpelz ein und trag ihn gleich hinauf, wo er schlafen wird.“

„Küll, Küll, aulik prana!“ (Gut, gut, gnädige Frau) brumnte der gutmütige Riese freundlich grinsend als Antwort und war mit seinem Pflegling zur Thür hinaus.

Tante Tali hatte inzwischen mit viel Hindernissen zu kämpfen gehabt, um in gewohnter Weise mit Martha den Theetisch zu besorgen. Bald umringten die drei großen Kinder sie und wollten alle drei zu gleicher Zeit das interessante Abenteuer berichten. Bald weinten Hansel und Gretel herzbeweglich, weil Mai in die „Volsstube“ gelaufen war, um den schwarzen Jungen zu sehen. Hansel weinte darüber, daß Mai fort war, und Gretel darüber, daß ein schwarzer Junge in der Küche sei, und da Tante Tali nicht gleich dahinter kam, was eines jeden spezieller Kummer war, vergeudete sie anfangs ihre kostbare Zeit, indem sie jedes falsch tröstete, bis sie ihren Irrtum gewahr wurde. Dann rief sie nach dem Diener Zwan, er solle doch endlich die Theemaschine hereintragen, der war aber nicht zu finden und es hieß, er sei in die Badestube gegangen, um Aldo zu helfen sich mit dem fremden Knaben zu verständigen, da er einige Brocken Französisch irgendwo aufge-

schnappt hatte und sich nicht wenig darauf zugut that. Anno, die treue kräftige Magd, die überall einprang wo es fehlte, trug nun anstatt seiner die Theemaschine herein und bat „das Fräulein möchte doch Zwan entschuldigen, er verstehe etwas Französisch und habe auch beim fremden Knaben helfen wollen, sie habe ihm versprochen, die Theemaschine hereinzutragen, er selbst werde gleich da sein zum Servieren bei Tisch.“

Die Tante lächelte freundlich und sagte, es sei ihr schon recht, wenn jedes sich bemühe, dem armen Fremdling behilflich zu sein, und sie hoffe, das werde auch bei allen so anhalten.

Alle diese Zwischenfälle hatten immer wieder den Bericht von Axel, Alfred und Martha unterbrochen, die bei den vielen Hindernissen erst an dem Punkt angelangt waren, wo sie mit dem Italienerknaben vor dem Hause angekommen waren und der Mama die Sache erklären wollten.

„Da gab es aber so ein komisches Durcheinander, Tante“, berichtete Axel, „das hättest du hören sollen! Wir hatten uns alles so schön ausgedacht, aber nun kam es ganz sonderbar heraus, so daß Mama zuerst garnichts von der ganzen Sache verstand.“

„Martha machte deinem biblischen Unterricht nicht gerade besondere Ehre, Tante Tati“, warf Alfred dazwischen, „sie behauptete: der Samariter sei vorüber-

gefahren und Schriftgelehrte und Pharifäer feien auch vorübergegangen.“

„Aber Alfred, du bift doch zu arg heute“, fagte Martha faft weinerlich, „wie kamft du mich fo unbarmherzig necken!“

Das kleine refolute Gretchen, das ihre ältere Schwefter fchwärmerifch liebte, begriff in diefem Augenblick das eine, nämlich daß Bruder Alfred die Schwefter fchlecht behandle, und wie ein kleiner Kampfhahn kam fie mit geballten Fäufichen auf ihn losgefchoffen.

„Alfa ift ein Skandalknabe! Warum neckft er Martha fo!“ rief ihm die kleine Rachegöttin zornig zu, aber ihre Worte hatten die ihr völlig unerwartete Wirkung, daß alle drei großen Gefchwifter in ein lautes Gelächter ausbrachen, Alfred fich rajch hinbockte wie um ihren Angriff zu erwarten, und als fie an ihn herangekommen war, fie plöglich auf die Arme nahm und mit ihr im Zimmer herumfprang. „Ein Skandalknabe bin ich! Wo haft Du denn diefen fchönen Titel her für deinen Bruder, du dickes Trullchen?“ rief er lachend, „jezt fag’ mir das, Gretel, wer nennt Alfred fo?“

„Gretel nennt Alfred fo, weil er Martha neckft“, erwiderte die Kleine, fchon fehr befänftigt durch die angenehme Motion, in die fie fich verfezt fühlte. „Tantali fagt immer ‚Skandal‘, wenn die Jungen unartig find.“

„So, fo, also eigenes Fabrikat!“ fagte Alfred und

galoppierte im Zimmer mit ihr auf und nieder. Sobald Hansel die Schwester in dieser beneidenswerten Lage sah, eilte er auf Axel zu und begehrte stürmisch: „Hansel auch! Hansel auch!“ Axel ließ sich nicht lange bitten, nahm das Brüderchen auf den Arm, und nun ging's in fröhlichem Galopp mit den beiden Kleinen, die laut auffauchtzen und in die Hände klatschten, durch die ganze lange Zimmerreihe bis ins Vorzimmer und wieder zurück, um dann wieder von vorn anzufangen.

Martha benutzte diesen günstigen Moment, um endlich ganz allein der Tante den Schluß des wichtigen Erlebnisses zu erzählen und war gerade damit fertig, als Iwan in strammer Haltung hereintrat und fragte, ob er zu Tische bitten dürfe, es sei alles bereit in der Küche.

Bald darauf saß die ganze Familie bei Tisch zur Abendmahlzeit. Die Kinder durften nun nicht mitreden oder sich laut miteinander unterhalten und spitzten um so mehr die Ohren, als jetzt die Mutter den vielbeschäftigten Vater von allem Geschehenen in Kenntniß setzte und die Frage erwogen wurde, was wohl mit dem armen Knaben geschehen sollte? Über eines war man klar, daß nämlich zuerst ein paar Tage hingehen sollten, in denen das Kind gut gepflegt werden sollte, um zu Kräften zu kommen, ehe man es über sein Schicksal und seine Verhältnisse ansfragte und dem entsprechend einen Beschluß fassen könne.

„Das Ausfragen wird überhaupt seine Schwierigkeiten

haben“, meinte die Mutter, „wir werden ihn nur halb verstehen und er uns wohl garnicht.“

„Ich werde wohl meine italienischen Brocken von meiner Jugend her wieder aufwärmen müssen“, meinte Tante Tali.

„Na, das ist wahr, du mußt herhalten, Schwesterchen“, jagte die Mutter erfreut, „jetzt zeig 'mal was du kannst.“

„Ich fürchte, es wird sich eher zeigen was ich nicht kann!“ erwiderte die andere lachend.

„Aber Herr Brenner kann ja Latein“, wagte Axel leise zu bemerken, „da kann er doch gewiß auch mit einem Italiener reden.“

Herr Brenner, der neben ihm saß, strich ihm freundlich über die blonden Locken und sagte lächelnd: „Ich danke dir für das Vertrauen, das du in mich setzest, mein Junge, aber ich fürchte, in diesem Falle werde ich es nicht verdienen, mein Latein wird dem jungen Neapolitaner oder was er sonst sein mag, wenig mehr nützen als das Französisch deiner Mama und Tante.“

„O doch, doch“, rief Tante Natalie jetzt eifrig, „Axels Gedanke ist gar nicht so übel. Wenn wir zwei ein Kompagniegeschäft machen, kommt gewiß noch ein ganz respectables Italienisch zustande. Erst sag' ich Herrn Brenner den Satz auf Deutsch, er übersetzt ihn ins Lateinische, ich hänge dann moderne italienische Endungen dran, so giebt es ganz gewiß ein schönes, klassisches Italienisch.“

Herr Brenner ging auf diesen praktischen Vorschlag

gern ein, und es gab noch manchen Scherz und viel Lachen beim Thee, weil die Mama vorzuschlug, sie möchten doch sofort eine kleine Probe abhalten und die wichtigsten Fragen, die man dem Knaben vorzulegen habe, auf die geplante Art zustande bringen. Die Tante war so reich bei der Hand, die vom alten gelehrten Herrn Brenner korrekt vorgetragene lateinische Sätze schleunigst zu italienisieren, auch hier und da ein Wort verschiedenartig zu verändern, bis es ihr endlich italienisch und modern genug klang, sodaß sogar Herr Brenner, den man selten laut lachen hörte, einmal übers andere seine Brille abwischen mußte, weil ihm vor Lachen die Thränen über die Backen liefen.

Als endlich die Mutter die Tafel aufhob, jagte Tante Tali: „So, nun haben wir alle ein schönes Kohl- und Kürbengericht genossen, nämlich lateinische Wurzeln mit italienischer Sauce angerichtet.“ Die Kinder mußten nun bald zu Bette gehen, doch vorher las der Vater noch einen Bibelabschnitt mit der Familie, und heute wählte er Math. 25, 40: „Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan“, und ins Gebet wurde auch der arme Fremdling eingeschlossen, den der Herr heute unter ihr Dach geführt hatte.

Drittes Kapitel.

Gennaro Rossi aus Sorrento.

Am folgenden Morgen war die erste Frage der Kinder:
„Was macht der Italienerknabe?“

„Er schläft“, war die Antwort.

Nach der Hausandacht begaben sie sich voll Neugier und Teilnahme zu Madame Grünberg. „Was macht nun der Italiener?“ fragten sie.

„Er schläft“, hieß es.

Eine Stunde später wiederholten sie ihre teilnehmende Nachfrage und noch mehrmals am Tage, und jedesmal erhielten sie die gleiche Antwort: „Er schläft.“

„Ein Murmeltier hat er nicht, aber er scheint selbst eins zu sein“, meinte Alfred.

„Es ist das klügste, was der Junge thun kann“, sagte Tante Tali, die diese Bemerkung hörte, „dadurch wird er vielleicht vor ernster Krankheit bewahrt und nachher um so wohlter sein.“

Um vier Uhr wachte er einmal auf; Madame, die ein
v. Engelhardt, Ein warmes Haus im Norden.

treues Auge auf ihn hatte und ihre ganze freie Sonntagszeit mit ihrer Bibel und dem Gesangbuch an seinem Bette verbracht hatte, benutzte schnell diesen Moment, um ihm etwas Nahrung beizubringen, die er aber halb wie im Traume zu sich nahm. Dann kehrte er sich auf die andere Seite und verfiel wiederum in einen tiefen, gesunden Schlaf.

So ging es den ganzen Tag fort, die Nacht nicht minder, und erst am Montag früh schlug er höchst verwundert die Augen auf und schien offenbar von allem, was er um sich und an sich erblickte, ganz und gar nichts zu verstehen. Madame Grünberg brachte ihm Milch und Brot, was er mit dem größten Appetit verzehrte und zu ihrem Stammen ganz vernehmlich „danke, danke, schöne Madama!“ dazu sagte.

Diese Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Volksstube, wo die Knechte und Mägde ihr Frühstück einnahmen, und von dort gelangte sie durch Amos Vermittlung auch zu Tante Tali, welche allein von der Familie schon auf war, denn sie war ein früher Vogel und hatte ihr schönstes stilles Stündchen, lange bevor irgendein anderes Glied der Familie zum Vorschein kam und sich um den von der Tante besorgten Kaffeetisch versammelte. Als sie vernahm, daß der Italienerjunge aufgewacht sei, esse und rede, wartete sie nicht erst auf das Erscheinen ihres „Compagnons“, des Herrn Brenner, sondern

begab sich gleich zu dem armen Fremdling, und wunderbar genug, kaum hatte sie ein paar freundliche Worte auf italienisch, so gut es ging, zu dem Knaben gesagt, als diesem wie durch einen Zauberspruch plötzlich die Zunge und das Herz aufging, und er in lebendiger Rede der freundlichen Signora, die ihm wie ein Engel Gottes erschien, alles mögliche erzählte, was er in den letzten Wochen erlebt, wie es bei ihm daheim in Sorrento am schönen Golf von Neapel gewesen, und Tante Tali hatte fast alles verstanden! Aber das merkwürdigste war ihr, daß plötzlich ihr, wie sie meinte, längst vergessenes Italienisch, wie durch ein Wunder wieder aus einem verborgenen Schubfach ihres Gedächtnisses hervorkam. Der Schlüssel dazu war verloren gewesen 15 oder 16 Jahre lang, und jetzt hatten die wohlklingenden Klänge, die wieder an ihr Ohr schlugen, das Schloß gesprengt, und siehe da! sie konnte sich ganz bequem und geläufig mit dem Knaben unterhalten. Anfangs blieb sie hier und da stecken, aber je mehr sie sprach, um so besser ging es, und die Worte, welche ihr entfallen waren, gebrauchte der Knabe, so daß sie ihr auch wieder in den Sinn kamen. Sie war ganz entzückt über diese Entdeckung; aber die Freude des armen verlassenen Knaben darüber, seine Muttersprache hier in der Fremde reden zu hören und selbst verstanden zu werden, war ganz herzbeweglich.

Von dieser ersten Unterredung an hatten Tante Tali

und Gennaro, oder Gennarino, so hieß der Knabe, einander ins Herz geschlossen und so ist es geblieben bis an ihr Lebensende. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Dankbarkeit und Verehrung blickte er zu der hohen, schlanken Gestalt auf, und konnte sein Auge nicht abwenden von dem runden freundlichen Gesicht mit den strahlenden blauen Augen, dem glänzenden aschblonden Haar und dem freundlichen Grübchen, das sich bei jedem Lachen und Lächeln zeigte. Trotzdem die Tante schon hoch in den dreißigern stand, machte ihre ganze Erscheinung einen sehr frischen und jugendlichen Eindruck, und ihre heitere liebevolle Gemüthsart drückte sich in jedem Zuge aus. Kein Wunder daher, daß der arme landfremde, verlassene Knabe, der wenig Freundliches in seinem kurzen Leben erfahren hatte, sie wie ein Wesen höherer Art anstaunte und zu ihr sagte, sie sehe aus wie die Santa Agnese in der Kirche von Sorrento, aber sie sei viel besser als die, denn die hätte ihm nie was Gutes gethan.

Als die Familie um den Kaffeetisch versammelt war, und Tante Tali jedem seine Tasse gefüllt hatte, wie er es gerade am liebsten hatte, dem einen mit viel Zucker, dem andern ganz ohne, jenem recht voll, dem andern viel Platz für den dicken „Schmand“ (wie man hier den Rahm nennt) lassend, bediente sie sich nun auch selbst und hub dann an, den gespannt Lauschenden den Inhalt ihres Gesprächs mit Gennarino zu berichten.

Das Wesentlichste daraus war folgendes gewesen:

Gennaro Rossi war in Sorrento daheim gewesen und bis zu seinem neunten Jahre von guten liebevollen Eltern erzogen und, wie die Tante im Gespräch bald merkte, auch zu allem Guten angehalten, für das Böse bestraft und ernstlich davor gewarnt worden. Die katholischen Anschauungen und allerhand Aberglaube war natürlich auch bei ihnen zuhause, aber man sah aus allem, was das Kind mit bewundernder Liebe von seinen Eltern erzählte, daß es brave Leute waren, und daß ihr Segen auch nach ihrem Tode nicht ganz von dem armen Waisenknaben gewichen war, trotzdem er von der Zeit an wenig Freundlichkeit und gar keine Sorgfalt und Liebe mehr erfahren hatte. Als Gennarino neun Jahre alt war, kam der Vater, welcher seines Gewerbes ein Korallenfischer war, in einem Schiffbruch an einer fernen Küste um. Als die Mutter die Nachricht erfuhr, war sie krank geworden und wenige Tage darauf auch gestorben. Sie besaßen keinen Centesimo Vermögen, so blieb der arme tiefbetrübte Gennaro ohne jegliche irdische Stütze zurück, denn da der Vater keinen Verwandten hatte, die Mutter aber aus einem entfernten Teil Italiens stammte und man nie etwas von ihren Angehörigen gehört hatte, war auch niemand da, der verpflichtet gewesen wäre, sich des Kindes anzunehmen.

Der „Badrone“, d. h. der Schiffsherr, in dessen Dienst Gennaros Vater ums Leben gekommen war, räumte dem

Waisenknaben eine Schlafstelle in seiner Villa ein, auch das Essen durfte er da haben, wenn er fleißig beim Hinabtragen der Zitronen in den Hafen mithelfen wolle. Dies hatte der Knabe denn auch den ganzen Sommer über gethan, aber die harte lieblose Behandlung seines neuen Herrn und das Heimweh nach den geliebten Eltern hatten ihn so mitgenommen, daß man den lustigen Gennarino von ehemals gar nicht mehr erkannt hatte, und Sorrento war ihm ganz und gar verleidet. „Lieber wollte er ganz in die Fremde gehen, als in Sorrento so fremd und unglücklich sein“ hatte er gedacht und war eines Tages, als sein Herr ihm erlaubt hatte, mit einer Barke, die eine Fracht Zitronen nach Neapel hinüberfuhr, auch mitzufahren, anstatt sich abends wieder zur Rückfahrt einzufinden, so weit weg vom Hafen gerannt als seine Beine ihn nur tragen konnten. Der Padrone hatte allerdings gedonnert und gewettert, daß die Schiffer ihm den so flinken und anstelligen „ragazzino“ nicht zurückgebracht hatten, sich aber bald genug darüber beruhigt und nicht mehr nach ihm gefragt. Dies erfuhr Gennaro einige Tage später, als er unvermutet auf einen der Schiffer stieß, den er flehentlich bat, dem Padrone nicht zu verraten, daß er ihn gesehen hatte, was dieser auch versprach.

So war er denn ganz allein in der großen, von Menschen wimmelnden Stadt Neapel, und wenn auch seine Bedürfnisse sehr gering waren, so brauchte er doch wenigstens

einige Schnitte Polenta oder etwas Maccaroni, um den leeren Magen zu füllen, hatte sich aber fest vorgenommen nicht zu stehlen und nicht zu betteln, um seinen Eltern im Grabe keine Schande zu machen.

„Gennarinos Vater war ein Galantuomo“ (ein Ehrenmann), sagte der Junge, „und Gennarino will auch ein Galantuomo bleiben und lieber Hungers sterben als unehrliches Brot essen.“ Er hatte im Hafen hier und da einen Dienst leisten können und dafür ein paar Soldi erhalten, die für die Nahrung des Tages gereicht hatten; fürs Logis brauchte er nichts zu zahlen, denn er schlief in der Vorhalle irgend einer Kirche. Aber nicht allemal fand sich eine Arbeit, die er leisten konnte, und da hatte er denn angefangen vor Kaffees seine Sorrentiner Lieder zu singen, denn er konnte ihrer viele und hatte eine starke gute Stimme. Auch mit Kastagnetten klappern konnte er gut und erbat sich welche von einer freundlichen Wirtin in einer Osteria, die er ihr abends redlich zurückbrachte. Das trug ihm oft ein ganz gutes Stück Geld ein, so daß er keinen Hunger hatte und zuweilen auch in einer Herberge die Nacht zubringen konnte. Eines Tages, als er vor einem schönen Hotel an St. Lucia so gesungen und die Kastagnetten geschlagen hatte, rief eine schöne junge Dame ihm vom Balkon zu, er möchte zu ihr aufs Zimmer kommen, Nr. 20 war es, sie wolle ihn malen, und dafür solle er einen Sendo haben, wenn er still hielte. Das ließ er

sich nicht zweimal jagen, sprang die elegante Marmortreppe des Hotels so rasch als möglich hinauf und klopfte an Nr. 20 im ersten Stock an.

Die „Signora Inglese“ machte ihm selbst die Thür auf, und nun mußte er über einen so schönen Sammetteppich gehen, wie er sich nie hätte einen träumen können, wurde auf einen rotsammetnen Sessel gesetzt und mußte dann seinen Kopf so kehren — hierbei hatte Gennaro auch beim Erzählen im Bett genau die Stellung angenommen — und immer auf den goldenen Knopf an der Thür gucken. Das sei aber eine unmenschlich schwere Arbeit, versicherte Gennaro, denn einschlafen dürfte man dabei nicht und sich bewegen auch nicht. Da wolle er doch lieber am Hasen arbeiten, oder den ganzen Tag jingen und Kastagnetten schlagen, als diese Marter aushalten. Er sei mehrmals aufgesprungen und habe fortlaufen wollen ohne den Scudo, aber da habe die Signora Inglese ihn immer wieder auf den Sessel zurückgeführt und ihm eine Lira mehr versprochen, da habe er es denn wieder versucht, und zuletzt, als er schon glaubte, er müsse sein Lebtag da bleiben, habe die Signora gesagt, nun sei er frei, habe ihm einen Scudo und noch 3 Lire gegeben, und ihm das Bild gezeigt, dafür hätte er aber niemals so viel Geld gezahlt, meinte Gennaro, denn es hätte ganz schrecklich ausgesehen, und sein Hemde noch viel zerrissener als es wirklich war, das habe ihn recht verdrossen.

Als er nun die Marmortreppe hinunterging waren ihm die Beine ganz steif, zum erstenmal in seinem Leben; das käme wohl vom langen Sitzen in dem weichen Sessel. „Jetzt wundere ich mich auch gar nicht mehr darüber, daß so viel Engländer mit steifen Beinen herumspazieren“, sagte Gennaro, „denn sie sitzen ja alle in solchen weichen Sesseln, und da kann es nun nicht anders sein.“

Mit seinen 8 Frs., die er sich so sauer „eressen“ hatte, kam Gennaro sich nun unermesslich reich vor. Da er weder ein Portemonnaie noch eine Tasche hatte, steckte er es in den Mund — den Scudo an die rechte Backe, die drei Frankstücke an die linke.

Was sollte er nun aber thun? wie seinen Reichtum am besten verwerten?

Er beschloß in die nächste Kirche zu gehen, dort erst ein Paternoster und zwei Ave Maria zu beten und dann stark darüber nachzudenken, da würde ihm gewiß ein guter Gedanke kommen. Gedacht, gethan. Das Resultat seines Nachdenkens war gewesen, daß er sich eine schöne Ziehharmonika kaufen wollte, die er schon beim seligen Vater hatte spielen gelernt, und womit er sich zum Gesang begleiten konnte. Er fand eine vortreffliche gerade für einen Scudo und hatte nun noch seine 3 Frs. übrig, die ihm wie ein unererschöpfliches Kapital erschienen. Da er dasselbe doch nicht immer im Munde behalten konnte, schaffte er sich für einen halben Franken einen schönen bunten Gurt

an, der ihn prächtig zierte, und bat die freundliche Gastwirthin, ihm ein verborgenes Täschchen in diesen Gurt zu nähen, wo er den Rest seines Vermögens barg.

Nicht lange nach diesen Erlebnissen redete ihn eines Tages ein Mann an, den er hie und da am Schenktisch der Osteria bemerkt hatte, und fragte ihn, ob er nicht mit ihm ziehen wolle, er sei ein „Impresario“, ein Unternehmer, und wolle mit einer Truppe Pifferari (Dudelsackpfeifer) und Sänger eine Rundreise durch Europa machen, sie sollten dabei über Deutschland und Vienna in die Schweiz gehen und dann über Berlin und Paris nach Rußland, und überall hätten sie große Einnahmen zu erwarten, so daß sie als große Herren nach Italien zurückkehren würden. Er, Gennaro habe eine gute Stimme und spiele die Harmonika ganz brav, da wollte er ihm gern erlauben mitzureisen und für seinen Unterhalt wolle er auch sorgen.

Gennaro war freudig auf diesen Vorschlag eingegangen und hatte sich ein paar Tage später mit der Truppe bereits auf der Wanderschaft befunden.

Der Verlauf dieser Kunstreise war nun in wenigen Worten der gewesen, daß sie unendlich viel Mühsal und Strapazen auszustehen hatten auf ihrer Wanderung durch Osterreich, Ungarn, Schlesien, durch Posen und endlich über die russische Grenze hinüber. In Wien waren sie viele Wochen geblieben, und dort war es ihnen am besten ergangen. Dort hatte Gennaro auch einige Brocken Deutsch

gelernt und auf der weiten Wanderung durch Deutschland, die viele Monate dauerte, hatte er seine Kenntniß der Sprache noch erweitert, so daß er, zu Madame Grünbergs Überraschung sich ganz gut mit derselben verständigen konnte.

In Rußland waren sie etwa 1 $\frac{1}{2}$ Jahre nach ihrer Abreise aus Neapel eingetroffen und leider bereits im Oktober, wo es empfindlich kalt war, so daß einer nach dem anderen erkrankte, und der „Impresario“ sich schließlich von seiner Truppe bei Nacht und Nebel entfernt hatte, und sie nun selbst sehen konnten wie sie sich durchbrächten. Einen Lohn oder sonstige Einnahmen hatte sie ohnehin nicht von ihm erhalten, nur die Bestreitung der kümmerlichen Nahrung und Wohnung hatte er besorgt. Gennaro hatte sich entschlossen mit zwei Pifferari nach Riga und Dorpat zu pilgern, von welchen Orten ihnen ein hausierender Jude erzählte, daß sie nicht so weit seien wie Petersburg und Moskau, und daß sie dort mit ihrem bischen Deutsch besser fortkommen würden, als in den Residenzen des großen russischen Kaisers.

Sie waren auch richtig sowohl nach Riga als nach Dorpat, sowie unterwegs in verschiedene kleine Städtchen gelangt, aber mittlerweile war es Weihnachten geworden und so bitterkalt, daß die armen Leuten mit ihren erstarrten Fingern kaum mehr ihren Dudelsack handhaben konnten und Gennaros Stimme ganz verloren ging, so daß er nur noch mit der Harmonika und den Kastagnetten

musizieren konnte, und es nicht selten der Schläge und Drohungen seiner Gefährten bedurfte, um ihn dazu zu bewegen, die warme Stube ihrer Herberge zu verlassen und hinaus in die Straße zu gehen um zu „lavorare“ (arbeiten), denn so nannten sie alles Ernstes ihr Gewerbe. Eines Tages war er allein ausgezogen und hatte vor einem schönen Hause gespielt und zu singen versucht. Da hatte eine freundliche alte Dame „eine Scheibe an einem Fenster aufgemacht“ und ihm auf italienisch zugerufen, in die Küche zu kommen. Dort habe sie mit ihm freundlich gesprochen, habe ihm einen prächtig warmen Rock, wollene Strümpfe und ein wollenes Halstuch geschenkt und ihm gute warme Suppe zu essen gegeben, so viel er gemocht hat und noch mehr. Als er dann aufbrach, um vor der Dunkelheit in der fremden Stadt die Herberge noch zu finden, hatte die Dame ihm blankes Silbergeld, einen halben Laib Brot und ein kleines italienisches Büchlein geschenkt, denn sie hatte ihn gefragt, ob er zu lesen verstünde? und er hatte ihr geantwortet, schon in seinem siebenten Jahr habe ein guter Frate, ein Kapuziner, ihm das Lesen gelehrt, und seitdem lese er jedes Flicken Zeitung und bedrucktes Papier, das er erwischen könne, aber seit er aus Italien fort sei, habe er nur ein einziges Mal ein Stück italienischer Zeitung in die Hände bekommen, und die habe er verwahrt und lese sie immer wieder. Da hatte die Dame ihn dafür gelobt und brachte ihm das Büchlein, das hatte

einen schönen rosa Deckel, darauf stand auf italienisch „Komm zu Jesus.“

Zu der Nacht, die auf diesen in Gennaros Erinnerung so schönen Nachmittag folgte, war er heftig erkrankt; wie lange das gedauert habe, und was für eine Krankheit es war, wußte er nicht zu sagen. Er wußte nur so viel, daß er eines Tages wie aus langem wirren Traume erwachte und sich kaum im Bett umwenden konnte vor Schwäche. Die Wirtin war barmherzig genug gewesen, ihn in seiner Krankheit zu verpflegen, aber seine beiden Genossen hatten sich auf und davon gemacht und ihm nur das eine noch sagen lassen: sie wollten nach Neval gehen, dort kämen im März die großen Schiffe mit Zitronen und Orangen an, sie wollten sehen, ob nicht welche von Neapel da seien, und sie auf einem derselben in die Heimat zurückkehren könnten. Wenn Gennaro wieder gesund sei, solle er nur auch nach Neval kommen, dort würden sie sich schon treffen.

So wenig trostreich dieser Bericht war, hatte er doch eine wohlthuende Wirkung auf Gennaro. Die Vorstellung der großen Barken voll Apfelsinen und Zitronen, die dort in Neval landeten und ihn dann in die schöne ferne Heimat bringen sollten, wirkte ganz belebend auf ihn, und sobald er sich im Bette aufrichten konnte, wollte er die warme Kleidung anziehen und sich nach Neval auf den Weg machen. Aber ach! vergebens suchte er sie überall,

auch die Wirtin bemühte sich umsonst, sie aufzufinden. Wer sie dem kranken Knaben entwendet hatte, blieb unaufgeklärt, aber das eine war nur zu klar, daß er wieder in seine durchlöchernten dünnen Kleider fahren mußte, und er war nur über das eine froh, daß das rothe Büchlein ihm geblieben war, denn das hatte er am Abend als er sich hinlegte unter's Kopfkissen gethan, und da lag es noch. Ebenso hatte man ihm seine Harmonika gelassen, denn die pflegte er als seinen größten Schatz hinter eine Kiste, oder einen Schrank, oder unter sein Bett zu verstecken, und so war sie ihm erhalten geblieben. Sobald er Kräfte genug hatte, um wieder an seine „Arbeit“ zu gehen, hatte er es gethan, aber vergebens suchte er das schöne große Haus wieder zu finden, wo die gute alte Dame wohnte. Als er sich etwas Geld „verdient“ hatte, gab er die Hälfte davon der braven Wirtin und mit der andern Hälfte, es waren aber nur 60 Kopfen, machte er sich auf den Weg nach Reval. Die Wirtin hatte ihm gesagt, es sei gerade ein Mann aus Weseenberg da, einer Stadt, die auf dem halben Wege nach Reval zu liege, der fahre mit einem bespannten Schlitten zurück. Neben dem könne er hergehen, dann sei er sicher, den Weg nicht zu verfehlen. Dies habe er auch gethan, und der Mann sei ganz freundlich mit ihm gewesen und habe ihm auch manchmal erlaubt aufzusitzen. In einem Krüge, wo sie unterwegs für ein Weilchen eingekehrt waren, um sich zu erwärmen, war Gennaro vor

großer Müdigkeit eingeschlafen und hatte nicht bemerkt, daß der Mann sich wieder auf den Weg machte. Als er aufwachte, war nichts von ihm zu sehen gewesen, und Gennaro hatte seinen Weg nun allein fortgesetzt. Er hatte gemeint, sich immer auf der großen Straße zu halten, aber war doch vom rechten Weg abgekommen, war im Walde auf allerlei Holzwegen hin und her geirrt und hatte endlich, als die Sonne schon untergegangen war, beim Heraustreten aus dem Wald das schwarze Kreuz auf dem Kapellenberg erblickt. Er war auf dasselbe losgegangen, um nach der Sitte seines Glaubens und seines Landes dort niederzuknien und ein Vateroster zu beten, denn er meinte nicht anders, als daß es zu diesem Zwecke errichtet sei. Dort aber war eine solche Müdigkeit über ihn gekommen, daß er sich am Fuße des Hügels hingekauert hatte um etwas auszuruhen. Immer müder und schläfriger wurde er und da kam ihm der Gedanke, daß dies vielleicht der Tod sei, und er freute sich darauf, nun am Ende „zu Jesus gehen“ zu können, denn alles was er in dem rosen Büchlein gelesen, — und er hatte es in den Tagen nach seiner Krankheit viele Mal gelesen und konnte es beinahe auswendig — alles hatte ihm solche große Lust gemacht, zu Jesus zu kommen. Er wußte nicht recht wie er es anfangen sollte, aber wenn er stirbe, dachte er, würde er am Ende mit einemmale bei Jesus sein. Von der Madonna und den Heiligen stand nichts in dem Buche, auch nichts vom Fege-

feuer, aber um so mehr von Jesus, und daß jeder Mensch und jedes Kind zu ihm kommen dürfe. Da hatte er gedacht: ob er wohl jetzt vor dem Sterben noch gerade zu Jesus beten dürfe? Und dann hat er zuerst die Madonna, San Gennaro und den heiligen Schutzengel um Verzeihung gebeten, daß er nicht zu ihnen, sondern gerade zu Jesus beten wolle. „Dann habe ich den hochgelobten Jesus gebeten“, sagte Gennaro, „Er möge es doch so machen, daß mein Vater und meine Mutter aus dem Fegfeuer heraus und bei Ihm im Paradiese seien, wenn Gennaro hinkäme, und Er möge doch den armen Gennaro lieber gleich ins Paradies nehmen, wie den Schächer, von dem der frate Kapuziner erzählt habe, daß er gleich ins Paradies gekommen sei.“ Und dann war Gennaro eingeschlafen und hatte sehr fest geschlafen, bis die „benedetti Signorini“ gekommen sind und ihn auf den Schlitten gehoben haben.

„Nun, so zusammenhängend wie ich es euch eben vortrug, hat der Junge es mir freilich nicht erzählt“, schloß Tante Tali ihren Bericht — „es kam alles stückweise und sehr durcheinander heraus, und ich schwankte mehrmals, ob ich dem Jungen das lebhaftes Erzählen nicht verbieten sollte und es verschieben bis er stärker ist; aber dann dachte ich wieder, es thut dem armen kleinen verwaisten Herzen gut, sich einmal ganz rein auszusprechen, dann kommt es um so besser zur Ruhe, und so ließ ich ihn reden und sein ganzes Herz einmal erleichtern. Als er dann fertig war, brachte

ich ihm eine Tasse Kaffee und sagte, er solle nun noch versuchen ob er wieder einschlafen könne, und ganz ruhig und gehorsam versprach er es zu thun. Ehe ich aber das Zimmer verließ, rief er mich noch einmal an sein Bett zurück und fragte mit einem besorgten Ausdruck im Gesicht: „Durfte ich das auch thun, daß ich armer elender Gennaro Koffi von Sorrento zum hochgelobten Jesus betete, ganz direkt zu Ihm?“

„Ja, mein lieber Gennaro, das durftest du und das sollst du von nun an immer thun, sagte ich ihm, denn unser Heiland Jesus Christus will es nicht anders haben, und hat selbst gesagt, daß alle Menschen und alle Kinder, auch Gennaro Koffi aus Sorrento, zu Ihm kommen, d. h. zu Ihm beten und seinen Worten folgen sollen.“

„Oh wie schön!“ rief er, und sein bleiches Gesicht leuchtete auf vor Freude — „Weil Sie es mir sagen, Signora, darf ich es glauben, denn sie sind gewiß „una santa donna“ (eine heilige Frau) und alles was Sie sagen will ich thun.“

„Und um dies Wort gleich wahr zu machen“ fuhr Tante Tali fort, — „kehrte sich der gute Junge sofort auf die andere Seite, und als ich nach einer Viertelstunde zur Thür hinein guckte, schließ er den Tod des Gerechten wie Madame sich ausdrückte.“

„Seine Schutzpatrone scheinen offenbar die sieben Schläfer zu sein!“ sagte der Vater lächelnd, „aber, Scherz

bei Seite, es schützt ihn dieser solide Schlaf jedenfalls vor einer schweren Erkrankung.

„Alles, was du uns da erzählt hast, liebe Schwägerin, nimmt mich sehr für den Jungen ein, und da er so ganz freundlich in der Welt dasteht, ist es klar, daß der Herr ihn uns ins Haus geführt hat, und daß es einer von den Fällen ist, wo Er uns Gelegenheit giebt, Ihm in einem seiner geringsten Brüder zu dienen.“

„Der Junge mag, wenn er sich ordentlich erholt hat, selbst darüber entscheiden, ob ich ihm dazu verhelpe, in seine sonnige Heimat zurückzukehren, oder ob er es vorzieht, hier bei uns zu bleiben und eine zweite Heimat im Norden zu finden.“

Mit lautem Jubel begrüßten die Kinder diese Worte und hofften natürlich, daß Gennaro letzteres vorziehen würde.

Die Mutter und Tante äußerten sich sehr befriedigt, und auch Herr Brenner sprach seine Freude aus; nur Anissia Petrowna, die frühere russische Bonne der drei ältesten Kinder, die im Hause geblieben und jetzt Frau von Gart bei der vielen Handarbeit behilflich war, stimmte nicht in den allgemeinen Jubel ein, sondern schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte vor sich hin:

„Man kann nie wissen, was man sich mit so einem „Unchristen“, den man sich auf den Gräbern aufgesehen hat, ins Haus bringt.“

„Aber Anissia Petrowna!“ rief Martha, die diese Worte gehört hatte, entrüstet aus, „wie können Sie Gennaro so nennen, ein Katholik ist doch kein Heide!“

„Ich habe auch nicht gesagt: Heide, sondern Unchrist“, versetzte Anissia Petrowna ernst, „und von solchen Dingen versteht ein Gelbschnabel wie du ganz und gar nichts“, und damit entfernte sie sich — „wie eine Hagelwolke“ flüsterte Alfred seiner Nachbarin Martha ins Ohr.

„Ich kann mir schon denken, warum Anissia Petrowna so böse auf den armen Gennaro ist“, sagte Martha zu Tante Tali — „weil Madame ihn gepflegt hat und gut gegen ihn ist, wenn Anissia Petrowna ihn verpflegt hätte, wäre Madame auf ihn böse, das ist immer so.“

„Halt den Schnabel, Marcibilchen Naseweis“, sagte Tante Tali und strich dem Nichtchen mit der Hand übers Gesicht.

Viertes Kapitel.

Der neue Hausgenosse.

Am nächsten Tage hatte Gennaro seine Strapazen so ziemlich verschlafen und vergessen und durfte nun das Bett verlassen. Frau v. Gart ließ ihn einen abgelegten Anzug von Axel und einen von Alfred anprobieren, und es erwies sich, daß der kleine Südländer, obwohl ein Jahr älter als Alfred, doch bedeutend kleiner sei als dieser kräftige, breitschulterige Sohn des Nordens. Sein ausgewaschener, aber noch guter Anzug paßte dem neuen Ankömmling wie angegossen, und gar schmuck und fein sah Gennaro plötzlich aus, als er in den ordentlichen Kleidern, die glänzenden schwarzen Locken gut gebürstet und aus dem Gesicht gestrichen, nun dastand. Frau v. Gart hatte eine mütterliche Freude an dem Anblick des noch von Krankheit und Not sehr bleichen, doch edlen und schönen Antlitzes, das einen über seine Jahre hinaus ernststen Ausdruck hatte, doch auch zugleich etwas kindlich naives sobald

er sprach, wie man es bei den Italienern auch noch in späteren Jahren oft findet. Sie schloß den armen fremden Waisenknaben ganz mütterlich in ihr Herz und theilte ihm nun mit, daß sie entschlossen seien, ihm weiterzuhelfen. Jetzt solle er vorläufig einige Wochen dableiben, bis der Winter dem Frühling Platz gemacht habe, dann wollten sie weiter miteinander beraten, was am besten für Genaro zu thun sei. Daß sie sich vorgenommen, ihn während dieser Zeit genau zu beobachten, um sicher zu sein, daß sie kein schlechtes Element in ihr Haus aufnehme, wenn sie ihm den Vorschlag machen wollte, bei ihnen zu bleiben, das sagte sie ihm natürlich nicht.

Genaro dankte der liebevollen Signora mit Thränen in den Augen und kam sich vor wie ein Prinz in einem Zaubermärchen, dem alles Gute aus unbekanntem Gründen und wie von selbst in überschwenglichem Maße zuteil wird.

„Oh, könnten doch das meine guten Eltern sehen!“ dachte er bei sich — „aber wer weiß! am Ende können sie es sehn und freuen sich am Glück ihres Sohnes, für den sie gewiß unablässig gebetet haben, auch in jener Welt.“ Dieser Gedanke war ihm ganz köstlich und belebte sein blaßes Gesicht.

Nun sagte Frau v. Gart ihm, er möge nicht vergessen, nach der Sitte seines Glaubens sein Morgengebet zu verrichten, und dann solle er zu Madame Grünberg gehen, die würde ihm sein Frühstück geben und ihn dann in das

Zimmer der Kinder führen, wo er mit diesen Bekanntschaft machen könne; sie freuten sich schon sehr, ihn endlich einmal zu sehen.

Die Kinder hatten sich sehr bald mit ihrem neuen Gefährten befreundet, nachdem die erste Schüchternheit und Zurückhaltung von beiden Seiten überwunden war. Sie konnten sich auch viel besser miteinander verständigen als sie gedacht hatten, denn Gennaro war unglaublich flink im Erraten dessen, was man sagen wollte, und wo er das Deutsche nicht verstand, halfen die Kinder mit Französisch, Axel hie und da sogar mit Latein nach, was, Gennaro im Zusammenhang des Ganzen meist verstand dabei lernte er immer mehr Deutsch hinzu, so daß am Schluß der ersten Woche die Unterhaltung ganz fließend ging, und die kleine Gesellschaft so eingelebt miteinander war, als hätten sie zeitlebens miteinander gespielt und geschwätzt.

In den Stunden, welche die drei ältesten Kinder bei Herrn Brenner zubrachten, nahm Tante Natalie sich des Italieners an. Sie meinte zwar, sie selbst profitiere eigentlich mehr dabei als ihr Schüler, da sie reizende Fortschritte im Italienischen mache, aber ein kleines Examen, das er am Schluß des ersten Monats ablegen konnte, setzte Herrn Brenner förmlich in Erstaunen, doch als er der Tante einige Lobeserhebungen deshalb machen wollte, wies diese alles von sich ab und sagte: „Mit einem so vortrefflich begabten und aufgeweckten Schüler, der dabei

einen solchen Eifer und einen wahren Heißhunger beim Lernen an den Tag legt, ist es keine Kunst, in kurzer Zeit noch viel bessere Resultate zu erzielen.“

Sehr bald konnte Gennaro an den Religions- und biblischen Geschichtsstunden teilnehmen, die den Kindern auf der Mutter Bitte von Tante Tali erteilt wurden.

Alles was Gennaro da hörte, war ihm neu und er erfaßte es mit der ganzen Wärme seines Herzens und der ganzen Lebhaftigkeit seines südlichen Temperaments.

Die drei anderen Kinder sahen ihn oft ganz verduzt an, wenn er beim Anhören einer biblischen Erzählung, je nach dem Inhalt derselben, bisweilen aufspringen und mit blitzenden Augen beide Fäuste ballen konnte, ein anderes Mal aber, es war als die Passionsgeschichte gelesen wurde und die Verleugnung des Petrus vorkam, legte er plötzlich seinen Kopf auf den Tisch und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Dieses Weinen des Gennaro machte auf die anderen Kinder einen tiefen Eindruck. Ohne daß sie sich selbst Rechenschaft darüber zu geben vermochten, wurden ihre Herzen hier zum erstenmale von der Empfindung erfaßt, daß es sich bei diesen ihnen so bekannten und so lieben Geschichten des Evangeliums um etwas handle, das jeden Menschen, auch jedes Kind und daher sie selbst, im innersten Herzen und in tiefster Seele was angehe.

Die Tante beschränkte übrigens ihren religiösen Unter-

richt bei Gennaro nicht auf die gemeinsame Stunde allein, sondern da sie sah, wie empfänglich sein Gemüt war, wie ernst er alles aufnahm, und wie gering doch sein Wissen von all diesen Dingen war, bestimmte sie für jeden Tag eine kurze Zeit, in der sie ihn in der einfachen biblischen Lehre unterwies, und Lehrerin wie Schüler freuten sich ganz besonders auf dieses Stündchen und jedes spürte, welchen Segen ihm dasselbe brachte.

Als Gennaro eines Tages zugegen war, wie Aysel Alfred bei seiner lateinischen Lektion überhörte, fuhr er, sobald Aysel die Grammatik aus der Hand gelegt hatte, wie ein Raubvogel auf seine Beute darauf los und blätterte mit wachsendem Entzücken darin. Darauf lief er mit hochroten Wangen und blitzenden Augen zu Tante Tali.

„O, Signora Natalia!“ jagte er bittend — „darf ich nicht auch aus diesem Buche lernen? ich habe gehört wie Aysel und Alfred draus lernten, und ich könnte es so leicht, denn ich verstehe viele Worte schon jetzt. Ich bin ja ein Nachkomme der Römer“ setzte er mit dem allen Italienern eigenen Stolze hinzu und richtete sich dabei höher auf, so daß Tante Tali sich des Lächelns nicht enthalten konnte. „Ich bin ja ein halber Römer, und von rechtswegen sollte ich doch die Sprache meiner Ahnen können! — darf ich nicht aus diesem Buche lernen? Ich will es gern in meiner freien Zeit thun, wenn ichs nur darf.“

„Nun, ich will mit Herrn Brenner und mit Aysel

und Alfreds Eltern darüber reden“ sagte Tante Tali freundlich, und das Resultat dieser Unterredung war, daß Herr Brenner sich sehr gern bereit erklärte, Gennaro mit Alfred zusammen die lateinische Stunde zu geben, welcher erst vor einem Jahr damit begonnen hatte und noch nicht so gefördert war, wie Axel. Um Gennaro in gründlicher Weise die Grammatik von Anfang an beizubringen, nahm der freundliche Herr Brenner ihn anfangs in seiner freien Zeit allein vor und hatte ihn bald so weit gebracht, daß nun die beiden Knaben zusammen den Unterricht genossen, worüber Alfred nicht weniger erfreut war als Gennaro, denn bisher hatte es ihn sehr gelangweilt „das Latein allein buttern zu müssen“ wie er sich in seiner nicht gerade klassischen Schüler Sprache ausdrückte, gegen die Herr Brenner, sowie die Mama bisher mit wenig Erfolg ankämpften. Axel war so wohl erzogen und lebensklug, derartige Ausdrücke in Gegenwart der „Großen“, wie die Erwachsenen von den Kindern genannt wurden, nicht zu brauchen, aber Alfred verschmähte diese „Heuchelei“ wie er es nannte und setzte sich immer wieder einer Zurechtweisung aus. Nur über etwas wachte er mit eiserner Strenge, daß nämlich Martha sich keines solchen „Zungenausdrucks“ bediente, einestheils, weil er das als einen Eingriff in die Rechte des männlichen Geschlechtes betrachtete, andernteils, weil ihm unbewußt alles zuwider war an einem Mädchen, was einen rohen und unfeinen Eindruck macht. Als die

Mama dieses gewahr wurde, drückte sie hier und da bei Alfreds eigenen burschikosen Reden ein Auge zu, denn sie war nun wenigstens sicher, daß ihr Töchterchen sich nicht dergleichen angewöhnen würde.

Ehe der Frühling ins Land kam, und Herr v. Gart an Gennaro die entscheidende Frage gethan, war dieser vollständig eingelebt in der neuen Umgebung und bereits ganz eingereicht als Mitschüler der Kinder. So kostete es dem Waisenkneben nicht nur keinen Kampf, eine Wahl zu treffen, sondern er erschrak völlig beim Gedanken, daß er wieder fort sollte aus diesem glücklichen, fleißigen und doch fröhlichen Leben, und empfand es mit tiefer Dankbarkeit als eine unendliche Wohlthat und Liebe, daß ihm erlaubt wurde dort zu bleiben und diesen warmen Fleck Erde im kalten Norden als seine zweite Heimat anzusehen.

An dem Tage, wo dies definitiv entschieden war, machten die vier Kinder am Abend gemeinsam einen Spaziergang zum Kapellenberg und erinnerten sich alles dessen, was sie an jenem denkwürdigen Winterabend dort erlebt hatten, der ihnen schon in weiter Vergangenheit zu liegen schien.

Und wie anders sah es doch auch hier am Kapellenberg selbst aus! Die weiße Schneedecke war überall verschwunden, nur hier und da lag ein vergessenes Stück davon an einem besonders schattigen Ort oder am Nordhang eines Hügels. Überall kam der braune Ackerboden zutage, und wo man heute die frischen Furchen gezogen

hatte, sah es wie schwarzer Sammet aus. Daneben schimmerte das leuchtende Grün des Roggengrases in besonderem Glanz. Im Walde steckten schon hier und da die Leberblümchen ihre blauen Köpfschen zwischen dem welken Laub, das den Boden bedeckte, neugierig hervor, und wer den rechten Sinn und das rechte Auge dafür hatte, konnte sehen welch' ein reges, vielverheißendes Leben und Weben in Wald und Feld und Wiese erwacht war.

Und unsere drei nordischen Kinder hatten das rechte Auge und den rechten Sinn dafür. In den baltischen Landen, die nicht durch glänzende Naturschönheiten ausgezeichnet sind, ja, die sogar — sehr ungerechterweise — von vielen in dem Punkt für besonders stiefmütterlich behandelt angesehen werden, ist der Sinn für genaue, feine Naturbeobachtung und die Freude daran allgemein und früh entwickelt.

Gennaro sah nichts von all der Pracht, die Herz und Augen seiner Gefährten entzückte. Er blickte in die unscheinbare, bis auf die dunklen Tannenwälder und die Winterjaat der Roggenfelder, noch völlig braune Landschaft hinaus, und noch war sein Auge, das an glühende Farben und großartige Formen gewöhnt war, völlig blind für die eigenthümliche stille Schönheit einer nordischen Landschaft. Er hatte auf Marthas Bitte seine Harmonika mitgenommen, auf der er seinen neuen Freunden schon manchesmal seine lieben heimatlichen Weisen vorgespielt

hatte; in tiefes Sinnen und Sehnen verloren schaute er nach der Gegend, wohin Aysel soeben gewiesen mit der Bemerkung: „Dort hinter dem Walde liegt das Meer.“ Vor seinem innern Auge tauchten da plötzlich die Schiffe mit Orangen und Zitronen auf, die ihre duftige Ladung hier am kalten Strande zurückließen und nun die Anker lichteten und im goldenen Abendschein dem Wunderland Italien, der Küste von Neapel und Sorrento zufeuerten. Leise erklangen die Töne eines bekannten Neapolitanischen Liedes auf der Harmonika, und im Herzen Gennarinos erklangen die Worte mit:

„O dolce Napoli,
 O suol beato!“
 (O holdes Neapel,
 O gesegnetes Land!)

aber kein Laut kam über seine fest geschlossenen Lippen, und die schwarzen Augen, die so unverwandt hinausblickten, füllten sich mit Thränen. ✱

Die anderen hatten mittlerweile so viel Neues und Schönes zu betrachten und zu entdecken gehabt, hatten auf jeden Frühlingssaut mit Entzücken gelangt und allerlei wohlbekannte Plätzchen aufgesucht, um sich zu überzeugen, wie weit schon diese oder jene Pflanze, von der sie wußten, daß sie da vorkäme, in der Entwicklung sei, und hatten für einen Augenblick ihren neuen Gefährten und die eigentliche Veranlassung dieses Spazierganges ganz vergessen.

Da wurden sie durch die leisen Töne der Harmonika daran erinnert und kehrten alle drei sofort von ihren Kreuz- und Querstreifereien auf den Kapellenberg zu Gennarino zurück.

Martha war zuerst bei ihm und bemerkte den sehnsuchtsvollen Ausdruck in seinem Gesicht; ihr weiches liebevolles Herz ließ sie sofort seine Gefühle erraten.

„O Gennarino!“ rief sie, seine Hand ergreifend, „es thut dir am Ende leid, daß du bei uns bleiben sollst, und du möchtest lieber mit den Schiffen nach Sorrento zurück?“

„Nein, ich will hier bleiben, wenn ihr mich behalten wollt“, gab er zur Antwort und suchte sich die Thränen unbemerkt aus den Augen zu wischen.

„Du mußt nicht bleiben, wenn du nicht gern bei uns bist“, sagte Alfred, der nun auch mit Axel hinzugekommen war.

„Und du kannst dich ja noch anders entscheiden, wenn du fühlst, daß du Heimweh bekommen wirst“, setzte Axel hinzu, „aber wir möchten dich schon gern bei uns behalten.“

„Nein, nein, Gennaro bleibt!“ rief dieser nun lebhaft, „in meiner Heimat ist es wohl über alle Beschreibung schön, aber keiner hat dort den armen Gennarino lieb, und ihr seid hier alle so gut wie keine anderen Menschen auf der Welt es sind. Ich will nicht fort von euch.“

„So, das ist recht“, sagte Axel und klopfte ihm väterlich auf die Schulter. „Aber nun erzähl' uns doch wieder was von deiner Heimat und sing uns einige von deinen schönen Liedern.“

Dazu war Gennarino gern bereit. Die Kinder setzten sich auf die Bank, welche dort oben unter einer knorrigen Kiefer stand, und Gennaros Worten und Weisen lauschend bemerkten sie nicht, daß die Eltern und Tante Natalie durch den Wald herangekommen waren. Groß war die Freude der Kinder, als sie sie nun den Kapellenberg hinauf kommen sahen, und die lieben Eltern und Tante Tali zwischen ihnen auf der Bank Platz nahmen.

Die Sonne stand gerade eben wie ein Feuerball am waldbegrenzten Horizont und leise Nebel erhoben sich bereits über dem Flüßchen im Thal, dessen Ufer durch Weidengebüsch und einzelne schöne Eschen und dunkle Schwarzellern bezeichnet waren, die aber zu dieser Jahreszeit noch kein Laub, sondern erst einen verheißungsvollen rotbraunen Schimmer zeigten. Die Feldarbeiter kehrten eben von ihrer Arbeit heim, vom Dorfe her hörte man Hundegebell und frohes Tauchzen spielender Kinder, sonst war alles still.

Die ganze Gesellschaft auf dem Kapellenberg hatte still dageessen und in die friedliche Frühlingslandschaft hinausgeblickt, als plötzlich ein Schwarm Kraniche hoch in der Luft dahinflog und aller Blicke auf sich zog.

„Jetzt eben ist es aber doch ganz genau wie in dem

Gedicht, das Herr Brenner mich vorige Woche lernen ließ“, sagte Axel nach einer Weile.

„Was für ein Gedicht ist es? sag' es uns mal her“, ermunterte ihn der Vater. Und ohne sich zu zieren sagte Axel mit einem Ausdruck, dem man das Verständnis abfühlte, folgendes Gedicht her:

„Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht.
Wie eine längst verflung'ne Sage
Im West das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang noch Wort,
Der Landmann führt sein Roß am Hügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

„Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der durch das Thal die Fluten rollt,
Es quillt vom Grunde leise Regung
Und Silber säumt sein flüßig Gold.
Dort in dem Flusse ziehen leise
Die Schiffe zu dem nahen Port,
Geführt vom Strom im sichern Gleise,
Sie kommen auch an ihren Ort.

„Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln streift dahin,
Ein Führer zieht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie ziehen aus dem schönen Süden
Mit junger Luft zum heim'schen Nord,

Nichts kann den raschen Flug ermüden,
Sie kommen auch an ihren Ort.

„Und du, mein Herz, in Abendstille
Dem Rahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein höh'rer Wille
An Sehnsuchtschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Rahnes leisem Zuge,
Zum Ziele geht's doch immerfort!
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge,
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort.“

„Auch du, Herz, kommst an deinen Ort“, wiederholte Tante Tali, der das Gedicht ungemein gefiel, „und damit das Herz an seinen rechten Ort komme, muß es wissen, wo es ihn zu suchen hat. Nicht wahr, Kinder, ihr singt jetzt gern mit mir eins von meinen Lieblingsliedern, das wir uns dreistimmig einstudiert haben? Gennaro, du begleitest es ja ganz schön auf deinem Instrument und kannst ja auch schon mitsingen.“ Und nun stimmte sie mit den Kindern das Lied an:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt uns an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, hier ist sie nicht!
Die Ruhstatt der Seele ist droben im Licht.“

Die Töne des Liedes waren verklungen.

„Von eueren hellen weichen Stimmen gesungen, klingt

das Lied sehr schön und sehnsuchtsvoll in den Frühlingsabend hinein“, sagte der Vater zu Tante Tali, „aber ich lobe mir doch unsere alten kernigen Kirchenlieder! Ein handfester Choral, wie anders wird darin auch eine solche Stimmung ausgedrückt! Das werdet ihr alle gleich spüren, wenn ihr jetzt mit mir singen wollt eines meiner Lieblingslieder“ und nun intonierte der Vater mit seiner vollen schönen Stimme, und alle fielen kräftig ein in das Lied:

„Jerusalem du hochgebaute Stadt
 Wollt' Gott, ich wär' in dir!
 Mein sehrend Herz so groß' Verlangen hat
 Und ist nicht mehr bei mir.
 Weit über Berg' und Thale,
 Weit über blaches Feld
 Schwingt es sich über alle
 Und eilt aus dieser Welt.“

Als der letzte Vers verklungen war, nahm Frau v. Gart des Mannes Arm; einen Augenblick standen sie noch alle still dort oben auf dem Hügel und blickten in das ver-glimmende Abendrot, dann traten sie den Heimweg an.

Im Walde war Tante Tali etwas zurück geblieben, weil sie irgendeinem ihr unbekanntem Vogelruf aufmerksam lauschte. Gennaro blieb ihr zur Seite, und als sie weiter gingen sagte er leise zu ihr: „Signora Natalie, ich glaubte diesen Abend, daß ich Heimweh nach Sorrento habe, aber als sie alle so schön und so voll das Lied vom Herrn

Baron sangen, da fühlte ich, daß ich nach der hochgebauten Stadt das Heimweh habe, und das freut mich, denn dahin wird ja der Heiland mich einmal bringen, und dort finde ich auch sicher meine lieben Eltern, nicht wahr? Und sie alle kommen ja auch dahin! In Sorrento hielt ich es doch nicht lange aus ohne sie alle und ohne meine Eltern.“

„So ist es recht mein guter Junge“, sagte Tante Tali freundlich, „allemal wenn du glaubst, daß du Heimweh nach Sorrento hast, sing dir das schöne Lied vor, und dann wirst du bald merken, daß es eigentlich die ‚hochgebaute Stadt‘ ist, nach der du Heimweh hast; und dieses Heimweh macht das Herz nicht trübe, sondern freudig, weil wir ja doch schon alle auf der Reise nach dieser Heimat sind und uns recht darauf freuen können, früher oder später dort anzulangen.“

Gennaro hörte aufmerksam zu und nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Morgen lern' ich das schöne Lied auswendig“, sagte er.

Fünftes Kapitel.

Ein Besuch aus der Nachbarschaft.

„Die Abbiferschen kommen! die Abbiferschen kommen!“ so ertönte es einige Tage später an einem Sonntag Nachmittag mit lautem Jubel im Kinderzimmer. Es lag im oberen Stock des Hauses und man konnte aus dem Fenster ein weites Stück der Landstraße übersehen. Alfred hatte eine herrschaftliche Equipage in weiter Ferne unter all' den Wägelein der aus der Kirche heimkehrenden Bauern entdeckt und mit kundigem Blick sehr bald die Schimmel des Nachbargutes Abbifer erkannt. Die ganze Kinderschar stürmte mit lautem Gepolter die Treppe hinunter, um die Freudenbotschaft „den Großen“ zu verkünden.

Diese vernahmen sie ebenfalls mit herzlicher Freude, denn die Familie Warmberg auf Abbifer war immer gern gesehen, und namentlich in dieser Jahreszeit war der gesellige Verkehr eine ziemlich lang entbehrte Freude, da viele Wochen vorhergegangen waren, wo die grundlosen

Wege während der Schneeschmelze jede Fahrt zu einem kühnen Unternehmen machte, das jedermann vermied, wenn er es irgend konnte.

„Ruft Iwan, ihr Knaben, damit er den Kutschenschlag öffnet“, sagte die Mama, „und du Martha, sag' Madame, sie solle sich auf sechs bis sieben Personen mehr zum Abendessen einrichten. Glätte aber auch deine Haare ehe du wiederkommst. Kind, wie siehst du wieder aus? Beide Zopfbänder fehlen!

„Hansel und Gretel haben mich gekutscht und dann gehen so leicht die Bänder ab“, entschuldigte Martha sich, „aber ich weiß, wo sie liegen.“

„Ich weiß es auch“, bemerkte Alfred trocken, „das eine liegt hinterm Bücherschrank und das andere unter Gretchens Puppenbett.“

Die Kinder standen schon eine Weile auf der Veranda und konnten es kaum erwarten, bis die große schwere Kutsche sich vom Walde her dem Hause näherte.

„Die Arche! die Arche!“ rief Martha vergnügt, „oh, das ist herrlich! Wenn sie in der angefahren kommen, sind immer die meisten mit.“

„Gennaro, weißt du auch wie all' die Abbiserischen Kinder heißen?“ fragte sie diesen.

„Nein, wie sollte ich?!“ war die Antwort.

„Oh, das solltest du aber bei Tante Tali in der Heimatskunde gelernt haben“, meinte Uxel.

„Jetzt merke dir noch schnell die Namen, ehe sie ankommen. Die Arche fährt so bedächtig, du hast noch alle Zeit. Also! sie heißen Lilli, Molly, Rolli, Dolly, Nelly, Pimmo und Nix.“

Gennaro lachte herzlich und dachte nicht anders als daß Arel ihm was aufbinden wolle. Dieser hatte alle Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß er die Wahrheit rede.

„Aber das sind ja gar keine wirklichen Namen!“ wandte Gennarino ein.

„Aber es sind wirkliche Kinder, die sie tragen“, beteuerte Arel. „Als Papa Herrn v. Warmberg neulich im Scherz Vorstellungen über die Namen seiner Kinder machte, antwortete er lachend: Lieber Nachbar, dies ist, wie so manches andere, in der Idee schöner gewesen als in der Ausführung! Denn eigentlich haben wir unseren Kindern die schönsten Namen gegeben, und es wurde allemal lange verhandelt über den Wohlklang eines jeden und viel auf Abwechslung gesehen. Unsere Kinder heißen: Elisabeth, Margarethe, Rudolf, Dorothea, Helene, Trofinus und Nikolaus. Dies war die Idee, die Ausführung ist allerdings leider: Lilli, Molly, Rolli, Dolly, Nelly, Pimmo und Nix!“

„Da kommen sie! da kommen sie!“ hieß es nun, „und seht, da kommt noch der zweirädrige Gig hinterher, darin sitzen Herr v. Warmberg und Rolli, dann sind gewiß recht viele in der ‚Arche‘.“

Dies ehrwürdige Fahrzeug bog jetzt in die Anfahrt ein, und trotz seiner Gewichtigkeit kam es in raschem Tempo vors Haus gefahren.

Mit Hilfe Zwans entleerte es sich nun seines Inhalts; es kamen nach einander zum Vorschein: Frau v. Warmberg, Tante Gulchen, eine in der ganzen Nachbarschaft sehr beliebte Persönlichkeit, Fräulein Lange, die Lehrerin, die fünfzehnjährige Molly, die zwölfjährige Dolly, die neunjährige Kelly und der dicke fünfjährige Pimmo. Letzterer schien in ziemlich unbequemer Stellung die Fahrt zurückgelegt zu haben, denn als er jetzt auf das Festland gesetzt wurde, waren ihm beide Füße taub geworden, und er setzte sich ohne weiteres auf die Erde und fing an seine Stiefel auszuziehen; „weil Ameisen drin sind“, sagte er. Axel trug ihn lachend die Treppe hinauf, und dort nahm Schwester Molly sich seiner an, die hauptsächlich zu dem Zweck mitgenommen worden war, „um auf Pimmo ein Auge zu haben“.

Nun kamen auch Herr v. Warmberg und Kolli angefahren, welcher letzterer sich nur ausnahmsweise um diese Zeit zuhause aufhielt, weil er nach einer schweren Krankheit zur Erholung aufs Land geschickt war. Er besuchte das Gymnasium zu Dorpat und war nur noch Feriengast zuhause. Er war ein lang aufgeschossener vierzehnjähriger Junge, der eigentlich nicht recht zu Axel und garnicht zu Alfred als Gespieler paßte. Aber er kam doch lieber nach

Grenholm mit, als daß er zuhause bliebe, und wenn er auch jedesmal am Anfang des Besuchs nicht recht wußte, was er mit den so viel jüngeren Knaben anfangen sollte, und diese sich gedrückt fühlten durch die Ehre, den Besuch eines vierzehnjährigen, so besonders langbeinigen Tertianers zu bekommen, so hatten sie sich doch allemal schließlich sehr gut mit einander amüßiert, und Kolli wunderte sich jedesmal beim Nachhausefahren, daß es mit „den Knirpsen doch ganz menschlich gewesen war und nicht so ledern, wie er erwartet hatte“.

Nachdem die allgemeinen, ausführlichen, herzlichen Begrüßungen vorüber waren, verteilte sich die Gesellschaft nach dem Geßez von „Gleich und Gleich gesellt sich gern.“

Die Erwachsenen ließen sich im großen Saal nieder, wo die Damen plaudernd an einem hübschen Plätzchen saßen, von dem aus man durch eine geöffnete Glashür in einen kleinen Wintergarten blickte. Die Herren waren bald in ein politisches Gespräch vertieft, und um es ungestörter fortsetzen zu können, erhoben sie sich und durchmaßten den großen Saal mit langen Schritten, wohl eine Stunde lang so auf- und niedergehend, bis Herr v. Gart seinem Gast einen Gang ins Freie vorschlug, was dieser gern annahm.

Axel hatte seinem imponierenden Gast diesen Vorschlag sofort gemacht, und alle vier Knaben begaben sich gleich zuerst in den Pferdestall, wo sämtliche Pferde und Füllen inspiziert wurden, woran sich eine ganze Tournée zur Be-

sichtigung verschiedener nützlicher und unnützer Tiere an= schloß. Zu letzteren gehörten die Meeresschweinchen, ein zahmes Eichhörnchen, das auf den Ruf „Widila, Widila“ von den hohen Linden herab, wo es frei hauste, zu den Kindern gesprungen kam und aus ihren Händen sich Nüsse holte; und endlich eine große Eule, die in einem kleinen Häuschen ihr grämliches Dasein führte. Allmählich schwand die Gêne von beiden Seiten, und man unternahm allerlei Spiele im Freien, wobei die Gartschen Knaben dem Ter= tianer an Geschicklichkeit nicht nachstanden, und der ge= schmeidige Gennaro auch nicht zurückblieb.

Martha hatte sich mit Dolly und Nelly sogleich in den frisch bearbeiteten Gemüsegarten begeben und alles in Augenschein genommen, was dort zu sehen war, und dann sie zu dem bunten blühenden Frühlingsbeet geführt, das die Freude und der Stolz der Mutter war. Das Wetter war so sonnig, daß das Puppenzimmer im Augenblick keine Anziehung ausübte. Molly schloß sich den kleineren Mäd= chen gerne an, nachdem sie Pimmo unter Mais und Anissia Petrownas Schutz bei Hansel und Gretel deponiert hatte, mit denen er eigentlich nichts anzufangen wußte, noch sie mit ihm. Aber als Tantali proponiert hatte, ob er nicht Seifenblasen machen wolle, war er so entzückt ge= wesen, daß Molly ihn für lange Zeit wohl versorgt und unterhalten wußte. Tante Tali sah ein Weilschen lächelnd dem kleinen Trio zu, das sich jauchzend an dem bunten

Spiel erfreute. Die beiden Kleinen durften noch nicht selbst blasen, aber bei jeder neuen bunten Kugel, die Pimmo mit ernstem, eifrigen Gesicht und dick aufgeblasenen Backen entstehen ließ, jubelten die zwei Kleinen und klatschten in die Hände. Gretel war ganz wie bezaubert durch den wunderbaren Vorgang, wie Pimmo den Strohhalm in das Schälchen mit Seifenwasser tauchte, und dann plötzlich ein schillernder, rot, blau, grüner, durchsichtiger Ball drau hing, in die Luft hinauszflog und zerplakte! Mit immer steigendem Entzücken verschlang sie förmlich diesen Anblick, mit den Augen. Plötzlich eilte sie auf das Schälchen, dem all diese Pracht entstieg, zu, erfaßte es mit beiden Händen und ehe jemand hinzueilen konnte, hatte sie es an ihre Lippen gesetzt und einen herzhaften Schluck von dem kostbaren Naß sich zu Gemüte geführt. Doch im nächsten Augenblick schleuderte sie entsetzt Schale samt Seifenwasser von sich und erhob ein solches Wehgeschrei und schnitt so jammervolle Gesichter dazu, daß Tante Tali ihre ganze Gabe des Tröstens aufbieten mußte, um sie zu beschwichtigen.

„Ja, ja, du kleines Dummerchen“, sagte sie dazwischen, „was du da eben gethan und erlebt hast, wäre ein Text für eine ganze Predigt, aber die müßten wir großen Menschen uns halten! — Oh du armer Pimmo, wie du trübselig aussiehst!“ wandte sie sich jetzt an diesen, der ganz verdutzt immer noch abwechselnd auf Gretel und dann

auf die feuchte Stelle am Boden blickte, wo Mai eben das Seifenwasser abgewischt, und das Schälchen aufgehoben hatte, welches sie jetzt neu gefüllt dem so unerwartet unterbrochenen Künstler wiederbrachte. Er machte sich mit erneutem Eifer an die Beschäftigung, doch kehrte er jetzt aus instinktiver Vorsicht dabei Gretel standhaft den Rücken. Diese kehrte sich aber ganz von dem Schauplatz ihrer Freuden und Leiden ab und sagte zur Tante, die sich jetzt zum Fortgehen anschickte: „Tantali, Gretel kommt mit. Gretel liebt nicht die dummen bitteren Kugeln“, und damit verließ sie an der Hand der Tante das Zimmer.

Die Mädchen waren jetzt auf ihrer Wanderung durch den Garten, die Treibhäuser und den Hühnerhof in die Nähe des Kuhstalls gekommen und sahen eben Madame mit einer Viehmagd in einem Raum verschwinden, wo sie um diese Zeit einen kräftigen Mehlsirup für die Kälber zu präparieren pflegte, den die Tierchen dann mit großer Wonne verspeisten, ein Akt, dem Martha immer sehr gern beizwohnte und nun auch ihre Gäste dazu einlud, welche ganz ihren Geschmack teilten.

Gerade als sie mit einander über den Hinterhof spazierten, auf den das Fenster der „kleinen Kinderstube“, Hansel und Gretels Residenz, hinausjah, schaute Pimmo von seinen Seifenblasen auf und zum Fenster hinaus und erblickte dort seine drei Schwestern, die eben über die hohe Schwelle in die sogenannte „alte Butterkammer“ eintraten,

ein ungemüthlicher dunkler Raum, der in alten Zeiten zum Buttern benutzt wurde, jetzt aber zum Anrichten des Kälbersoupers diente. Wie ein Blitz hatte der sonst bedächtige Pimmo den Strohalm ins Seifenwasser geworfen, und ohne nach Hut oder Paletot zu fragen war er, einem richtigen Instincte folgend, in dem fremden Hause ohne sich zu irren an die Hinterthür gelangt und auf die alte Butterkammer losgeschossen. Dort schauten eben die vier Mädchen der Thätigkeit Madames und der Viehmagd Tio mit gespanntem Interesse zu; der kostbare Trank war bereitet, das Geschirr stand hart an der offenen Thür, durch die allein das Licht in diesen Raum drang, als plötzlich der entwischte Pimmo in der Thür erschien und mit großer Eile die auffallend hohe Schwelle erkletterte.

„Pimmo, wo kommst du her?“ rief Molly ihm vorwurfsvoll aus dem Dunkel des inneren Raumes entgegen. Der Eindringling fuhr erschrocken zusammen, wollte sofort auf der Schwelle „rechts um, kehrt!“ machen und dem unheimlichen Ort wieder entfliehen, aber im selben Augenblick verlor er das Gleichgewicht und plumps! lag der dicke Pimmo im Zuber mit dem Kälbertrank, welcher von allen Seiten hoch ausspritzte, als dieser fette Klumpen hineinfiel. Nur die dicken Arme und Beine zappelten außerhalb des Zubers, sonst war alles von der weißlichen Flüssigkeit bedeckt.

Ein unbeschreibliches Jammergeschrei erhob nun der

arme Junge, sobald er zu Atem gekommen war, der ihm im ersten Moment vor Schreck vergangen war. Madame und Molly zogen ihn aus seinem Bade heraus, vor Lachen konnte niemand recht den armen Betroffenen trösten, der nur um so kräftiger sein Wehgeschrei erschallen ließ. Dieses rief nun auch die entsetzten Mütter und Tanten herbei, welche sich ebenfalls durch den sonnigen Nachmittag zu einem Gang in den Garten hatten verlocken lassen. Ihre Angst schlug aber sofort in die größte Heiterkeit um, als sie den sonderbaren Zug erblickten, dessen Mittelpunkt der jammernde Pimmo bildete, der nur von den Ellenbogen und Knien an trocken war, sonst aber triefend, und dessen neuer Anzug, der aber wohlweislich die Wäsche nicht scheute, in einem kläglichem Zustand war.

Er wurde nun ins Haus geführt, und da keiner der Gartichen Knaben von seinem Alter war, blieb nichts anderes übrig, als ihn in eine viel zu große Kleidung von Alfred zu stecken, in der der arme Pimmo abermals zu ertrinken schien, „aber nun doch wenigstens trocken“ meinte seine Mama lachend. Tante Zulchen wuschte sich die Augen, aber nicht von Mitleidsthränen, als sie den armen Dicken so vor sich herwandeln sah, oben und unten trocken und in der Mitte naß, und sagte dabei zu Frau v. Gart, die neben ihr ging: „Dem armen Pimmo geht's eben gerade umgekehrt wie einem alten Schuster, den ich neulich fragte, wie es ihm ginge, und der mir antwortete: „Danke,

Fräulein, körperlich geht es mir gut, nur in den Armen und Beinen hab' ich die Gicht und kann nichts thun, und darum bin ich armer Mann in einem sehr brauchbaren (bedürftigen) Zustande."

"An den Armen und Beinen geht's unserem Dicken gut, aber körperlich ist es ihm sehr schlimm gegangen! und in einen „brauchbaren“ Zustand ist er eben auch versetzt."

Da die Abende noch sehr kühl waren, sobald die Sonne tiefer stand, mußten die Kinder auch bald wieder ins Zimmer, und dort waren bald allerlei Spiele im Gange, an denen alle teilnehmen konnten, wie „Schuster zuhause?“ „Thalersuchen“ und allerhand Katespiele. Man war grade im besten Spieleifer als es plötzlich hieß: „Zum Thee, zum Thee! Kinder,bürstet eure Haare, kommt schnell hinunter, laßt nicht warten."

Die lange, hell erleuchtete und schön gedeckte Tafel machte einen einladenden Eindruck, und bald saß die ganze Gesellschaft daran; lauter glückliche, frohe Gesichter, von den Alten bis zu den Jüngsten, denen man es ansah, wie sehr sie es genossen in harmlosem Zusammensein diesen Tag zu verleben. Doch nein, nicht alle sahen so vergnügt aus, unserm Freunde Pimmo sah man es deutlich an, daß er sich in keiner behaglichen Lage befand, vielmehr in einem heißen Kampf mit einem übermächtigen Gegner, dem er nicht gewachsen war, nämlich dem Schlaf. Alle angenehmen und unangenehmen Erlebnisse des heutigen Tages

hatten ihn ermüdet, dazu war seine gewöhnliche Zeit zum Schlafengehen längst vorüber, und die Natur machte gebieterisch ihr Recht geltend.

Tante Tali hatte etwas von diesem stillen Kampf bemerkt und schlug ihm leise vor in ihr Zimmer zu gehen und sich etwas auszuschlafen, sobald er seine Milch getrunken und etwas genossen hätte, worauf er dankbar mit schwerem Kopfe seine Zustimmung nickte.

Jetzt wurde nach landesüblicher Sitte, nach der es zum Abendessen keine Suppe giebt, die erste Speise serviert, es war Spinat mit Eiern und gekochter zarter Schinken dazu, und bald verstummte die eben noch so lebhaft unterhaltung, weil alles sich mit gutem Appetit an die Arbeit machte. Frau v. Warmberg hielt einen Augenblick in ihrer Thätigkeit inne, um einen inspizierenden Blick nach dem unteren Ende des Tisches zu werfen und sich zu überzeugen, ob ihre Kinder Messer und Gabel auch in korrekter Weise gebrauchten. Plötzlich streckte sie angstvoll ihren Arm über den Tisch hinaus und rief flehend: „Pimmo!“ doch zu spät! im selben Augenblick sank Pimmos Haupt vornüber mit dem Gesicht gerade in den Teller voll Spinat! Entsetzt fuhr er sofort wieder auf, ein einstimmiges schallendes Gelächter der ganzen Tafelrunde brachte ihn vollends in die rauhe Wirklichkeit zurück; sein liebes Vollmondgesicht war über und über grün!

Molly und Tante Tali ergriffen ihn, jede unter einem

Arm, und eskortierten ihn in Tante Talis Zimmer. Es bedurfte des Vielgeprüften ganzer männlicher Überwindungskraft, um nicht in das gleiche Wehgeschrei auszubrechen wie am Nachmittag. Doch er hielt Stand und hatte die Genugthuung, daß Tante Tali ihn sehr dafür lobte und ihm ein Schokolade-Plätzchen in den Mund steckte, welches viel dazu beitrug, ihm die heldenmütige Stimmung zu erhalten. Noch während sein frühlingssgrünes Antlitz gewaschen und getrocknet wurde, fielen ihm schon wieder die schweren Augenlider zu und er wußte nichts davon, was mit ihm geschah, als er nun von Tante und Schwester aufs Bett gelegt wurde, wo er endlich ungestört das fortsetzen konnte, was er unter so erschwerenden Umständen begonnen hatte.

Als Tante Tali und Molly zum Theetisch zurückkehrten, fragten alle verwundert „Und wo ist Pimmo?“

„Er schläft auf meinem Bett“ antwortete die Tante.

„Hoffentlich doch nicht so grün wie er war?“ fragte der Papa.

„Nein, nein! Das ist alles besorgt, er hat seine natürliche Farbe wieder.“

Die Gesellschaft war durch diesen Vorfall in solche Heiterkeit versetzt, daß jedem die eine oder die andere komische Geschichte einfiel und die Kinderschar einen wahren Hochgenuß hatte, die Großen so viel lustige Geschichten erzählen zu hören. Die lustigsten erzählte aber Tante Zulchen, und immer war sie es selbst gewesen, der alles

mögliche Pech passiert war, und sie gab sich auf das liebenswürdigste dem Lachen und Scherz der anderen preis und lachte selbst ganz herzlich mit, so daß die silberweißen Löckchen, die unter der weißen Haube hervorkamen, zitterten.

Herr v. Gart war ein Mann von wenig Worten und es kam selten vor, daß er viel lachte, wiewohl er guten Humor und viel Sinn fürs Komische hatte. Wenn er aber mit Tante Zulchen zusammen war, mit der auch er verwandt war, und die er seit seiner Kindheit herzlich liebte, da war er wie umgewandelt, holte allerlei alte Geschichten und Neckereien hervor und verstand es wie kein anderer, sie dazu zu bringen, aus ihrer Kindheit und Jugend allerhand schnurrige Geschichten zu erzählen, die ihn schon als Schulknaben erfreut hatten, wo er oft Tante Zulchens Sonntagsgast gewesen.

„Sag' mal, Tantchen“ — sagte er jetzt, sich zu ihr über den Tisch beugend — „wie war eigentlich diese merkwürdige Begebenheit, wo du dich für ein entlaufenes Pferd gehalten hast?“

„Aber Karl! was fällt dir ein! so etwas ist mir doch nie und nimmer passiert, wofür hältst du mich?“ war die Antwort.

„Doch, doch, es war etwas Ähnliches, wenn es sich auch nicht genau so verhielt, so streifte es doch hart daran“, fuhr Herr v. Gart, mit schelmischem Lächeln die alte Dame ansehend, fort. „Dein lebhaftes und etwas furchtames

Temperament liebes Tautchen, hat dir ja schon manchen Streich gespielt, wie du uns eben selbst erzählt hast.“

„Es verhält sich aber ganz anders“, warf Tante Zulchen ein. „Du machst immer wieder diese Konfusion, die ist dir nicht auszureden.“

„Ich habe diese Geschichte eben schon sehr lange nicht gehört“, erwiderte Herr v. Gart, welcher regelmäßig dieses gleiche Mittel anwandte, um der Tante diese spezielle Geschichte zu entlocken — „daher verwechsle ich einiges. So viel ich mich entsinne war sie so: Du befandest dich einmal in einem großen Menschengewühl auf dem Newsky Prospekt in Petersburg, wo dir an und für sich schon jedes Mal angst und bange ist, besonders wenn es gilt, eine Querstraße zu überschreiten und zwischen all den rasch fahrenden Equipagen und Pferden hindurchzuschlüpfen —“

„Bis hierher stimmt's“ — sagte Tante Zulchen.

„Nun bist du gerade im Begriff die große Stallhofstraße zu überschreiten, als plötzlich der Ruf an dein Ohr schlägt: „Reißaus genommen! ein Pferd! haltet!“ du verlierst vor Angst und Schrecken alle Besinnung und denkst — —“

„Nicht daß ich das Pferd sei, welches Reißaus genommen!“ — fiel ihm die Tante eifrig ins Wort — „sondern ich denke: das entsprungene Pferd wird mich im nächsten Augenblick überrennen, und um mein Leben zu retten, fang' ich an zu laufen, um so rasch als möglich

das jenfeitige Trottoir zu erreichen, — aber im Laufen höre ich ganz deutlich schon hinter mir den Hufschlag des Pferdes: Koppadi, Koppadi, auf dem Pflaster aufschlagen. Ich renne atemlos weiter auf dem Trottoir des Prospekts; — immer näher kommt der Hufschlag! da kann ich nicht weiter, meine Kräfte verlassen mich, und fast zusammenbrechend, presse ich mich an die nächste Wand, um das wildgewordene Pferd womöglich an mir vorüberrennen zu lassen. Voll Entsetzen und Spannung blicke ich mich um, um das fürchterliche Tier zu sehen, aber wie erstaune ich, als mir gegenüber am Laternenpfahl eine Frau lehnt, ebenfalls außer Atem und nach Luft schuappend, wie ich — aber weit und breit ist kein Pferd zu sehen, und alle Leute gehen ihren gewöhnlichen Gang, nur einige kehren sich verwundert nach uns zweien um.

„Ja, bitte, was war es denn, warum liefen wir so?“ fragt mich die Frau mir gegenüber am Laternenpfahl, sobald sie zu Atem kommt.

„Wo ist denn das Pferd geblieben?“ frag' ich. „Was lief denn dicht hinter mir her?“

„Ich!“ sagte die andere.

„Ach verzeihen Sie, ich dachte, Sie seien ein Pferd, das Reißaus genommen!“ fuhr ich heraus — „warum liefen Sie aber so hinter mir her?“

„Ich ging in einiger Entfernung hinter Ihnen über die große Stallhofstraße, da hörte ich Sie rufen „Ein

Pferd“ und sah sie laufen, da wollte ich mich auch retten und lief Ihnen nach, und als ich Sie stehen bleiben sah, blieb ich auch stehen. Ein Pferd hab' ich nicht gesehen.“

„Und es ist auch keins dagewesen“ sagte lachend ein Herr, der unsere Erklärung mit angehört hatte. Nun mußten wir beide aber so lachen, daß es unmöglich war dabei auf der Straße zu bleiben. Wir flüchteten uns in den nächsten Laden, sanken dort zum größten Erstaunen des Besitzers auf die ersten besten Stühle hin und lachten, daß uns die Thränen über die Backen liefen. Erst als wir uns einigermaßen beruhigt hatten, standen wir wieder auf, schüttelten uns wie alte Freunde die Hände und gingen eine jede ihrer Wege. Wir haben uns nie wieder gesehen.“

Es braucht nicht versichert zu werden, daß die Tante ein dankbares Publikum an der Tischgesellschaft hatte, und daß am unteren Ende der Tafel die Heiterkeit immer wieder losbrach, wenn sie sich kaum beruhigt hatte. Als nun Herr v. Warmberg Iwan zuflüsterte, er möchte bestellen, daß sein Kutscher anspanne, hieß es in der Rinderschar „ach wie schade! es ist ja noch nicht spät!“ und Herr und Frau v. Gart baten ebenfalls um Aufschub. Aber Herr v. Warmberg blieb fest:

„Es ist schon spät, liebe Baronin, ich danke Ihnen herzlich für ihre Aufforderung“, sagte er zur Hausfrau gewandt, „aber wenn ein Teil meiner Familie bereits in

Ihrem Spinat und auf Frä. Nataliens Bett seine Nachtruhe sucht, ist das wohl ein Zeichen für den Familienvater, daß es hohe Zeit ist heimzukehren.“

Als nun die Equipagen vorkamen, wurde der kleine Pimmo, der nicht aufzuwecken war, in Alfreds Kleidern und in ein paar warme Decken gehüllt, ganz zuletzt in den bereits vollgepackten Wagen geschoben — wie und auf wen er da zu liegen kam, deckte das Dunkel der Nacht.

„Gute Nacht!“ „gute Nacht!“ „Auf baldiges Wiedersehen!“ „Kommt bald wieder!“ „Jetzt müßt ihr einmal zu uns kommen!“ „Ja, hoffentlich!“ So rief man noch hin und her aus dem Wagen und von der Veranda, bis die „Arche“ sich in Bewegung setzte, und nun der leichte Gig vorfuhr.

„Niemaß werde ich mir so sehr des rücksichtslosen Egoismus unseres Geschlechts bewußt, gnädige Frau“, sagte Herr v. Warmberg, sich von der Hausfrau verabschiedend, „als wenn ich so im leichten Gig hinter der vollen „Arche“ herfahre, wo meine liebe Frau zusehen muß, wie sie all die Prüffe und Stöße parieren kann, die ihr von Armen und Weinen schlafender Kinder erteilt werden! Es grenzt ans Wunderbare“, fuhr Herr v. Warmberg ernsthaft fort, „wie die Gliedmaßen verschlafener Kinder auf Reisen plötzlich wachsen und an Länge, Kraft und Schwere zunehmen; man hat die Empfindung, sie wachsen ins unendliche und selbst im entferntesten Winkel des Wagens ist man nicht

vor ihnen sicher, sie erreichen einen überall! Nachdem ich einmal eine denkwürdige Nachtreise im Wagen mit meiner Familie gemacht, habe ich den männlichen Entschluß gefaßt, dieses nie mehr zu wiederholen — und ich bin ihm treu geblieben!“ Damit sprang er in den Gig und bald hatte das leichte Fuhrwerk die bedächtige „Arche“ erreicht, an der Herr v. Warmberg aber nicht vorüberfuhr, um sicher zu sein, daß dort nichts Schlimmes -passiere, und gleich zur Stelle zu sein, wenn es nötig wäre.

Die Familie Gart kehrte nun aus der dunklen Nacht in das helle Haus zurück, und so endete der Sonntag mit dem Nachbarbesuch.

Sechstes Kapitel.

Frühlings- und Sommerszeit.

Auf jenen angenehmen „Besuchs-Sonntag“ wie die Kinder ihn nannten, folgte eine fleißige Schulwoche. Das Wetter war regnerisch und bannte die Kinder meist ins Haus, die Landwirte aber waren nicht unzufrieden und auch die Kinder trösteten sich aus dem Schatz ihrer Erfahrung damit, daß in dieser Jahreszeit ein solcher Regen am besten die letzten Spuren des Winters fortschaffe, und wenn dann ein Tag Sonnenschein und eine warme Nacht folgt, so ist hier im Norden plötzlich wie mit einem Zauber Schlag am Morgen alles grün, und Menschen und Tiere frohlocken darüber wie befreite Gefangene, denen plötzlich die Kerkerthüren geöffnet sind. Im reichen, üppigen Süden kennt man diesen Frühlingsjubel und diesen eigentümlichen Reiz seines plötzlichen Sieges über allen Wintergram nicht; weil man nie so arm wurde, fühlt man sich auch nicht so reich und beglückt wie hier.

Die Erwartung der Kinder hatte sie nicht getäuscht. Am Freitag wurde der Regen schwächer und die Luft weicher und immer wärmer, hier und da gab es freundliche Sonnenblicke. Am Sonnabend war der strahlendste Sonnenschein, die Luft voll Lerchengetriller und anderem Vogeljubel, Menschen und Tiere waren in erhöhter Stimmung, und Herr Brenner wußte nicht, wie er die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf Weltgeschichte und Grammatik bannen sollte, und freute sich, daß am Sonnabend die Stunden schon um 1 Uhr aus waren. Zuchhe! das war ein Jubel, als die Kinder nun „ohne was um“, d. h. ohne Tücher und Paletots in den Garten stürmten, Hansel und Gretel waren schon seit dem Morgentaffee in ihren roten Flanelljäckchen draußen herumgelaufen wie zwei Cochenillekäferchen, und es war wohl zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie von den großen Geschwistern um irgend etwas beneidet worden waren. Die Kinder waren wie berauscht von der Frühlingsluft und auch Gennaro wurde mit fortgerissen. Ihm, als einem Neuling in der deutschen Sprache, wurde von den anderen mit besonderer Genugthuung das bekannte Rätsel aufgegeben:

„Wann ist es gefährlich in den Garten zu gehen?“ und da er es nicht raten konnte, riefen alle drei auf einmal die Auflösung:

„Wenn das Gras schießt und die Bäume ausschlagen“, worüber Gennaro unmäßig lachen mußte und die andern

mit ihm, obgleich es für sie kein ganz neuer Witz mehr war.

Gegen Abend bewölkte es sich wieder und die ganze Nacht hindurch rieselte ein leichter warmer Regen vom Himmel herab, aber niemand klagte darüber, vielmehr trat der Vater immer wieder auf die Veranda hinaus und die Mutter folgte ihm dahin, und beide atmeten mit besonderem Wohlgefallen die balsamische Luft ein und lauschten dem leisen Plätschern des fruchtbaren Frühlingsregens.

Und als die Kinder am nächsten Morgen die Augen aufschlugen und zum Fenster hinansblickten — nein, welche Pracht! Die Birken vor dem dunklen Tannenwald hatten sich über Nacht einen grünen Schleier übergeworfen, die Stachelbeerbüsche im Garten waren über und über grün, zahllose Blümchen hatten ihre Kelche erschlossen, und über all der Herrlichkeit wußte man nicht, wohin man zuerst blicken und was man am meisten bewundern sollte.

Nur einen Mißton gab es an diesem herrlichen Tage in Marthas Lebenslauf. Sie hatte an einer Stelle eine Menge niedlicher, kleiner Frösche entdeckt, die sie in ihre Schürze sammelte, worauf sie auf einem Gartentisch eine kleine Schule für diese possierlichen Dingerchen einrichtete. Die Disziplin war natürlich schwer einzuhalten, und ob der Unterricht ein befriedigendes Resultat erzielte, weiß ich auch nicht zu sagen, aber munter war die kleine Bande und Martha amüsierte sich königlich mit ihr, bis zu ihrem

Leidwesen die Mittagsglocke ertönte, zum erstenmal als Zeichen, daß die Kinder ins Haus eilen sollten, um sich die Hände zu waschen und die Haare zu bürsten. Martha mußte ihre Sprößlinge nun verlassen, was diese gewiß weniger bedauerten als ihre Lehrerin, aber ein Liebling war ihr so ans Herz gewachsen, daß sie sich nicht entschließen konnte, sich von ihm zu trennen. Sie wickelte ihn sorgsam in Gras und Blätter und steckte ihn in die Tasche; obenauf aufs Taschentuch um ihn nicht zu quetschen. Gleich nach Mittag wollte sie ihn daraus befreien und die anderen Kameraden auch wieder einzufangen suchen, um die Erziehung fortzusetzen.

Nun lief sie rasch ins Haus, mußte sich sehr beeilen um sich noch in Ordnung zu bringen, und da die Glocke schon zum zweitenmal ertönte, stürzte sie nun atemlos die Treppe hinunter, dem Speisezimmer zu, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um ohne Bemerkung über ihre Verspätung durchzuschlüpfen. Als die Suppe serviert war und man sich gerade ans Essen macht, zieht Martha ihr Taschentuch aus der Tasche, und o Schrecken, o Graus! ein munteres Fröschlein fliegt geradewegs Anissia Petrowna in den Suppenteller. Ein Schrei des Abscheus und Entsetzens von Anissia Petrowna — ein anderer des Jammers und Schreckens von Martha — richteten aller Augen auf sie und ihre That. Anissia Petrowna erklärte, es sei ein absichtlicher, böser Streich, den Martha ihr hätte spielen

wollen; Martha stürzten die Thränen aus den Augen, weil sie sah, daß ihr armer Liebling elend in der heißen Suppe zappelte und sie ihn nicht retten konnte, denn Swan hatte den Teller, der durch das in Anissia Petrownas Augen „unreine Tier“ ganz entweiht war, sofort ergriffen und mit einem Lächeln hinausgetragen, das unverkennbar Schadenfreude über den Ärger der gekränkten Russin ausdrückte.

Die Mutter forderte die arme Martha auf, den wahren Zusammenhang dieser Schreckensszene zu erklären, was sie, mit dem Schluchzen kämpfend, that, und von der Mutter erhielt sie einen Verweis für ihr thörichtes Spiel mit den Fröschen, wodurch sie sie vor lauter Liebe gequält, und für ihre Gedankenlosigkeit, womit sie der Anissia Petrowna einen solchen Schreck verursacht hatte, was dem Fröschen wohl das Leben kosten würde. Anissia Petrowna war aber offenbar unzufrieden, daß Marthas Frevelthat nicht strenger gestraft wurde, und auch durch deren Bitte um Entschuldigung wurde sie nur halb versöhnt, was Marthas weiches Herz, die gern mit allen in Frieden leben wollte, recht betrückte.

Aber sobald man vom Tische aufgestanden war und wieder ins Freie kam, war auch dieser fatale Zwischenfall, mit allem was drum und dran hing, aus Marthas Gedächtnis geschwunden, nicht einmal ans arme Fröschlein dachte sie mehr, vor lauter neuen Freuden und Entdeckungen.

Die Entwicklung in der Vegetation ging nun mit raschen Schritten vorwärts. Die Tage wurden immer länger, bald zündete man zum Abendessen kein Licht mehr an und die wunderbaren hellen Nächte des Nordens übten ihren Zauber aus. Gennaro konnte es gar nicht verstehen wie man sagen könne, es sei Nacht, wenn es um Mitternacht so hell war, daß man ohne Licht lesen konnte, und hatte in der ersten Zeit den Schlaf verloren. Die anderen Kindern hatten das eine mit ihm gemein, daß sie nie begreifen mochten, es sei wirklich schon bald zehn Uhr und daher Schlafenszeit, und bettelten immer wieder um noch ein Viertelstündchen, da es doch gar zu schön war mit den Großen auf der Veranda oder auf den Stufen der Anfahrtsstreppe zu sitzen und den Nachtstimmen zu lauschen, die so ganz zur hellen Sommernacht des Nordens gehören; dem Ruf der Schnarrwachtel im Korn, dem Quaken der Frösche im fernen Teich, dem klagenden Ruf einer Gule vom Walde her, und was es für Töne alles sind, die sich wie unsichtbare Fäden in die laue helle Sommernacht weben und selbst die Kinder zum stillen Lauschen und Träumen verlocken. So war denn allgemach die Zeit der Ferien herangekommen, die hier etwa am 20. Juni begannen und zwei volle Monate währen.

Da Herr Brenner ein Ausländer war und keine Angehörigen besaß, die er hätte besuchen können, auch ein alter Freund der Mutter war, deren jüngern Bruder er schon

unterrichtet hatte, so blieb er auch die Ferien über in Grenholm. Aber vom ersten Tag der Ferien an war er wie ein anderer Mensch. Er hatte nun seine freie Zeit nicht mehr dazu nötig, um sich für die Stunden vorzubereiten und gönnte sich auch selbst eine Ausspannung; die suchte und fand er denn auch am besten, indem er in gemüthlicher und harmloser Weise an dem fröhlichen Leben, das die so kurze Ferienzeit mit sich bringt, teilnahm, und die Kinder hatten eine besondere Freude daran, ihren geliebten alten Lehrer so behaglich und froh zu sehen. Es belustigte sie höchlich, die Neckereien zu hören, die in dieser Zeit zwischen ihm und Tante Tali hin und her schwirrten, da sie ihn gern zu allerhand kleinen Hilfsleistungen auf praktischem Gebiet heranzog, (wie sie sagte: um ein Gegengewicht zu bilden gegen seine große Gelehrsamkeit, die im Schulsemester Alleinherrscherin war), wozu er sich in seiner Gutmütigkeit gern gebrauchen ließ; aber selten mit dem gewünschten Erfolg, da meistens irgend ein kleines Pech mit solchen Versuchen verknüpft war. Trat aber ein solches Unglück ein, so war es Herr Brenner, der in drolliger Weise es verstand, die ganze Schuld und Verantwortung der Tante in die Schuhe zu schieben und sie mit seinen Angriffen, ruhig und bedächtig, so in die Enge zu treiben, daß sie immer wieder lachend die Segel streichen mußte.

Gennaro gehörte jetzt so ganz in die Familie hinein und fühlte sich da so glücklich und geborgen, daß seine

natürliche Fröhlichkeit mehr und mehr erwachte und sein Feuereifer bei allen Spielen denselben einen besonderen Reiz verlieh. Aber es trat auch mehr und mehr seine italienische Leidenschaftlichkeit und die Anlage zu heftigem Zorn hervor, die namentlich im Verkehr mit Alfred hier und da zutage trat. Alfreds Wesen war von dem des neuen Gefährten grundverschieden, aber zwei Fehler hatte er mit ihm gemein: einen allzu starken Ehrgeiz und gelegentliche Heftigkeit, die er noch wenig zu zügeln verstand. Da war es nicht zu verwundern, daß es öfter Funken gab, wenn diese beiden aneinander stießen. Die Mutter ermahnte Alfred oft, mit großer Liebe und großem Ernst, gegen diesen Feind in seinem Herzen treu anzukämpfen mit Gottes Hilfe, und er nahm sich dann allemal ernstlich vor, es zu thun. Tante Natalie ihrerseits nahm Gennaro vor und machte ihm die gleichen Vorstellungen, und dieser versprach unter Thränen, um den Heiland und Signora Natalie nicht zu betrüben, wolle er sich bekämpfen und nicht wieder so zornig und herausfahrend mit Alfred sein; dann reichten sich die beiden die Hand zum Frieden und waren die besten Freunde mit einander, denn imgrunde hatten sie sich lieb.

Martha vermißte in den Ferien oft eine Gespielin ihres Alters, da die Spiele der Knaben ihr meist zu wild waren, oder es auf besondere Kraftentfaltung und Geschicklichkeit dabei ankam. Doch wußte sie sich zu helfen und

fand auch einen Ersatz in der Freude, das jüngste Pärchen mütterlich zu beaufsichtigen, und war sehr stolz, wenn sie ihr zuweilen auf ein paar Stunden ganz anvertraut wurden. Für die Geduld und Mühe, die ihr dies Amt kostete, wurde sie reichlich entschädigt durch die zärtliche Liebe, mit der die beiden Kleinen, besonders aber Gretel an ihr hing. Diese letztere meinte sich mit der älteren Schwester in das Amt, Hansel zu beaufsichtigen, teilen zu müssen. Einmal kam sie mit ihm anspaziert, wie ein kleiner Polizeidiener ihn vor Marthas Gericht führend.

„Martha, Hansel ist greulich unartig, Hansel schnaubt sich in Trusty!“

„Was?“ fragte Martha — „wie kann er sich in Trusty schnauben, Trusty ist ja ein Hund und kein Taschentuch.“

„Ja, doch, Gretel hat es selbst gesehen, wie er sich in Trusty schnaubte, so“ — und Gretel machte getreu die Bewegung nach.

Hansel stand de- und wehmütig dabei und sagte nichts zu seiner Verteidigung.

„Hansel, ist das wahr?“ fragte ihn Martha.

„Ja“ — sagte er mit schuldiger Miene.

„Aber Hansel, wie ist das denn möglich?“ fragte nun Martha ganz ungläubig, „wie hast du das gethan?“

„So“ — antwortete der kleine Delinquent, und machte unverkennbar die Geberde nach.

„Aber wie kamst du darauf, Hansel, und wie kann man sich überhaupt in Trusty schmauben?“

„Trusty sein Ohr ist ganz weich wie ein Lappen, und Hansel hatte kein Schnupftuch, und Hansel mußte sich schmauben, da war Trusty ganz gut und gar nicht böse“.

Martha gab Hansel ihren Abscheu gegen seine That zu erkennen, und er versprach ihr hoch und teuer, sie nie mehr zu wiederholen; dann aber legte sich Martha ins Gras zurück und lachte aus vollem Herzen über dies sonderbare Vergehen und konnte es kaum erwarten, es den Brüdern erzählen zu können, die das dankbarste Publikum waren für alle Klugheiten und Dummheiten der Kleinen.

Siebentes Kapitel.

Ferienfreuden.

Schnell wie ein schöner Traum gingen die Sommerferien dahin. Obwohl es in Wirklichkeit die längsten Tage des Jahres waren, schien es den Kindern umgekehrt der Fall zu sein, ein jeder hätte noch um ein paar Stunden länger sein sollen, und man hatte nie am Abend alles das ansführen können, was man am Morgen geplant.

Die Knaben hatten Martha zu ihrem Geburtstag, der auf den 14. Juli fiel, eine hübsche Überraschung bereitet. In einem entlegenen Teil des Gartens hatten sie zwischen hohen Ulmen und dicht wuchernden Fliederbüschen einen Platz gerodet und gereinigt, der eine sehr geräumige Laube bildete. Dort errichteten sie ein paar Bänke mit einem Tisch davor; das Schönste aber war ein kleiner Herd mit Schornstein, den sie in einer Ecke desselben aus Backsteinen selbst gemauert hatten. Martha hatte nichts davon gemerkt, es war ihr nur zuweilen aufgefallen, daß die Brüder

in letzter Zeit ein so auffallendes Interesse an den Tag legten für das, was sie sich für den Tag zu thun vorgenommen, und daß allemal, wenn sie in ihrem Garten arbeitete — (der war nämlich nicht sehr weit von der neuen Laube), — einer der Brüder oder Gennaro sich zu ihr geiellte und ihr mit ritterlicher Freundlichkeit das Wasser vom Brunnen holte, der Brunnen war aber in nächster Nähe des geheimnisvollen Ortes, den Marthas Auge nicht vor dem 14. Juli erblicken sollte.

Groß war an diesem Tage die Freude aller Teile, als, nachdem Martha voll Wonne ihren blumengeschmückten Geburtstagstisch mit den 10 Wachslöchern und dem gut geratenen, obligaten, safrangelben „Butterkringel“, der hierzulande bei keinem Geburtstag und hohen Fest fehlen darf, in Augenschein genommen, nun Axel feierlich auf sie trat, sich vor ihr verbeugte und ihr seinen Arm bot, den sie verwundert und lachend annahm. Nun wurde sie zur Laube geführt, zu der noch gestern spät am Abend ein bequemer Eingang war hergestellt worden. Hier prangte nun der kleine Herd, sowie Tisch und Bänke von Blumen- und Girtelgirlanden umwunden, welche die gefällige Mai und Anno noch spät Abends gewunden hatten, um auch ihrerseits das Fest zu verherrlichen. Neben dem Herd stand ein zierlich geschichteter Holzstoß von klein gesägten Holzstücken, mit denen das Feuer am Nachmittag unterhalten werden sollte, wo Martha mit Dolly und Kelly zusammen, die schon

zeitig zu Mittag eingetroffen waren, allerlei Leckerbissen bereiten durften. Die Hilfe der Knaben war bei dieser Prozedur sehr notwendig, denn einer mußte beständig „das Feuer im Gang halten“, wie sie es nannten, es nämlich immer wieder anzünden, da offenbar bei der Anlage des Schornsteins irgendein Fehler vorgekommen war, und auch der ganze Herd noch feucht war. Aber dies alles beeinträchtigte die Freude und das Entzücken der Kinder nicht, die nach vollbrachter Arbeit sich um den neuen Tisch auf die zwei neuen Bänke setzten, von denen zwar die eine bedenklich wackelte, wenn man, wie Gennaro, zu lebhaft darauf saß, weshalb Axel ihn auf die andere Bank überführte und selbst mit großer Vorsicht ein Ende der unsicheren benutzte, seine Nachbarn auch immer wieder zu ruhiger Sittsamkeit ermahnte. Diesem Umstand hatte man es denn auch zu verdanken, daß das Festessen ohne Unfall und Unfall glücklich verlief.

Während der Sommerferien war der nachbarliche Verkehr zwischen Grenholm und Abbiser ein sehr lebhafter; reitend, fahrend und zu Fuß kam man von hüten und drüben zusammen, doch wurde letztere Form nur hie und da von Herrn Brenner und den Knaben benutzt, weil die Entfernung von 6 Werst, fast eine Meile, doch für einen Spaziergang zu groß war.

Es war eine alte Sitte, ein „Gewohnheitsrecht“ nannte es der Vater, daß fast jeden Nachmittag der große Char-à-

banc, in den 8 bis 10 Personen hineinpaßten, vorgefahren kam, dazu meist noch ein paar gefattelte Pferde, und die ganze Familie „mit Mann und Maus und Kind und Kegel“ eine Spazierfahrt machte. Im Winter wurden bei schönem Wetter auch öfter Spazierfahrten unternommen, da schlug man am liebsten den Weg in die schönen Wälder ein, das flache, blendend weiße Feld war zu jener Jahreszeit wenig einladend; jetzt im Sommer aber übte der Anblick der wogenden Kornfelder auf alle eine große Anziehung aus, und mit regem Interesse wurde der Stand und das Wachstum jedes Feldes von alt und jung beobachtet. Hatte man die Felder, sowie die Kieselwiese in Augenschein genommen, so wurde auch dem Schönheitsfimmel Rechnung getragen, und man suchte entweder einen besonders schönen Punkt im Walde auf, wo die Kinder je nach der Zeit, entweder Beeren oder Pilze suchten und nicht selten reich beladen heimkehrten, oder man fuhr zu einer malerisch gelegenen Mühle, bestellte dort beim Müller ein Gericht Krebse und Fische für den nächsten Tag, oder machte sonst eine Rundfahrt durch die Dörfer und auf der durch schöne Wälder führenden Landstraße. Diese Spazierfahrten kamen fast täglich vor, waren aber täglich wieder neu und ein besonderes Vergnügen. Dunkel Friß, der Mama jüngster Bruder, hatte einmal in Knittelversen mit Illustrationen das Leben in Grenholm beschrieben, und da hieß es:

„Wenn man im Winter mit Kling und Klang
 Lieber fährt durch die Wälder,
 Führt man im Sommer im Char-à-banc
 Nachmittags um die Felder.“

und dazu hatte er ganz getreu den langen Char-à-banc hingezeichnet mit all' seinen munteren Inzassen und dem ganzen Schwarm von Hunden, wie wir ihn schon im ersten Kapitel kennen lernten, hinterher. Nur einer der Hunde=Compagnie betrachtete es als sein spezielles Privilegium, voranzulaufen, das war Trusty; ebenso genoß er das Vorrecht, vom Stall bis vor das Wohnhaus neben dem Kutscher auf dem Bock sitzend zu fahren, dort sprang er mit einem eleganten Satz zur Erde und zeigte gewissermaßen an, daß die Herrschaften jetzt einsteigen dürften. Eines Tages waren die meisten schon auf der Veranda versammelt und harrten des Moments, wo der Char-à-banc vorgefahren käme. Da rief Hansel plötzlich in hellem Jubel in die Hände klatschend: „Trusty kutscht, Trusty kutscht!“ und wie die Anwesenden nach dem Stall blicken, sehen sie richtig Trusty gravitatisch auf dem Kutschbock, auf den Enden der Kutschleinen sitzend, und die soliden, gut eingefahrenen Pferde Mascha und Grißka kommen ganz korrekt und ordentlich mit dem leeren Char-à-banc vorgefahren und halten vor der Anfahrtsstreppe still, während der Kutscher in seinem langen russischen Kutscherrock mit der Peitsche in der Hand scheltend und lachend hinterher=

gelaufen kommt. Er war für einen Moment in den Stall gegangen, um seine Peitsche zu holen, Trusty war nach seiner Gewohnheit auf den Bock gesprungen, und da hatten die Pferdchen offenbar gemeint, es sei das Signal zum Vorfahren, und hatten treulich ihre Pflicht gethan, zum großen Jubel der Kinderschar, die nun erklärte: Trusty sei so klug wie ein Mensch und kutschen könne er ebenso gut wie der alte Thomas.

Es wurden nun eine ganze Reihe von Geschichten über Trustys Klugheit erzählt, eine derselben mag auch noch hier ihren Platz finden, da sie der Überlieferung wert ist.

Es war im vorigen Winter; Onkel Frix war zum Besuch in Grenholm gewesen und wollte wegfahren, er hatte das Anspannen seiner Pferde bestellt, der Kutscher war im Stalle damit beschäftigt. Trusty pflegte regelmäßig, sobald der Kutscher anspannte, auf einen Stuhl am Fenster des Vorzimmers zu springen und mit gespannter Aufmerksamkeit alles zu beobachten, was im Stall vor sich ging. Sobald er sah, daß der Kutscher sich auf den Bock schwang um vorzufahren, sprang Trusty vom Stuhl und begab sich zu dem anwesenden Gast, dessen Equipage vorfuhr, oder wenn es die Grenholmsche Equipage war, zum Hausherrn, dem er wedelnd und mit kurzem Gebell ankündigte, „die Pferde sind vorgefahren“. Dieses kam so regelmäßig vor, daß die Stammgäste des Hauses, wie Onkel Frix einer war, schon wußten, was dies Er-

scheinen des Hundes sagen wollte, und sich dann erhoben um Abschied zu nehmen. Eines Tages hatte Dunkel Frix seine Pferde bestellt, als der Trusty sie vorfahren sah, kam er wie gewöhnlich dies zu melden — aber Dunkel Frix war gerade in so eifrigem Gespräch, daß er nicht acht drauf gab und Trustys Wedeln und kurzes Bellen unverständlich blieb. Da läuft der kluge Hund ins Vorzimmer zurück, ergreift mit einem geschickten Biß Dunkel Frixens beide Galoschen, kommt eilig mit ihnen ins Wohnzimmer gelaufen und stellt sie vor den Gast hin, ihn dann wedelnd und kurz bellend darauf aufmerksam machend. Jetzt begriff Dunkel Frix, was Trusty ihm mitteilen wollte, und alle Anwesenden lachten sehr über diese deutliche Sprache des Thieres, Dunkel Frix aber streichelte und lobte Trusty, welcher sich äußerst geschmeichelt zeigte.

„Ja, Trusty ist der klügste Hund!“ war der Refrain aller Erzählungen.

„Und Trusty ist auch gut“, setzte Hansel ernsthaft hinzu, „und hat dünne weiche Ohren. Aber Hansel thut das nie wieder, Martha sagte Pfui!“ — Hansel thut es nicht mehr!“

Achtes Kapitel.

Draußen wird's kalt, drinnen bleibt's warm.

„Ach, wie so bald verhället der Reigen,
Wandelt sich Frühling in Winterszeit!
Ach, wie so bald in trauerndes Schweigen
Wandelt sich alle die Fröhlichkeit.“

So sangen die Mutter und Tante Tali jetzt oft zweistimmig miteinander in den langen dunklen Herbst- und Winterabenden, wo schon um drei Uhr nachmittags das Licht angezündet wird und es eigentlich, solange noch kein Schnee liegt, den ganzen Tag über nicht recht hell wird. Draußen pfiß der Wind durch die kahlen Äste der Laubbäume, und die Tannen im Walde brausten und ächzten, wenn er gegen sie anstürmte, als wolle er sie alle durcheinanderwerfen, aber sie hielten Stand. Das dürre Laub auf den Gartenwegen führte die wunderlichsten Tänze auf; an geschützteren Stellen drehte es sich beständig im Kreise herum, „wie die Schlußtour bei der Mazurka“ meinte

Agel, der immer in Versuchung war, bei seiner Präparation diesem Wirbeltanz zuzusehen, anstatt rasch seine Aufgaben zu machen.

Mit den Spielen und Vergnügungen im Freien sah es jetzt recht kümmerlich aus, obwohl man sich doch allemal auf den Spaziergang freute und noch allerhand Schätze aus dem Walde mit heimbrachte.

Im Hause war's aber um so gemüthlicher und emfiger geworden. Wenn die Schulstunden und Präparationen vorüber waren, gab's ein Stündchen, das den Kindern den ganzen Tag als verlockender Stern gewinkt hatte. Da versammelten sie sich alle in Mamas „Schmollwinkel“, jedes mit einer kleinen Handarbeit und Beschäftigung, und nun las die Mama irgendeine schöne Geschichte vor, bisweilen erzählte sie ihnen auch eine, die sie selbst in ihrer Kindheit gern gehört hatte, oder, was die Kinder am liebsten hatten, aus ihrer eigenen Kindheit, die sie nicht weit von Grenholm im Verein mit vielen Geschwistern verlebt hatte. Diesen Erzählungen lauschten die Kinder mit immer gleichem Interesse, obwohl sie sie schon oft genug gehört hatten, und es schien ihnen, als sei das alles so wunderbar und absonderlich gewesen, was Mama und die Tanten und Onkel erfahren hatten, wenn es auch oft ganz die gleichen Dinge waren, die sie selbst auch schon erlebten. Aber die Mama verstand es auch, ganz besonders schön die einfachsten Begebenheiten aus ihrem Kinderleben wieder-

zugeben, und wenn dann, an irgend etwas aus ihrer Erzählung anknüpfend, sich eine Diskussion unter den Kindern erhob, worin sie ihre Meinung über das Gehörte äußerten, schwieg sie lächelnd still und hörte aufmerksam zu, nur hie und da ein Wörtchen einschaltend. Wenig ahnten die Kinder, wie diese köstliche Stunde, die ihnen das reinste Vergnügen bereitete, der treuen Mutter eines der wirksamsten und wichtigsten Erziehungsmittel war, und wie so mancher Ansatz zu was Bösem bei Zeiten entdeckt und ihm entgegen gearbeitet wurde, so mancher zarte Keim zu edler Frucht gehegt und gekräftigt, so mancher edle Same ausgestreut, der erst in späteren Jahren zum Grünen und Blühen kam. Ein jedes der Kinder fühlte sich in dieser Stunde der geliebten Mutter ganz besonders nah und ganz speziell unter ihrem Auge. Zum Schluß dieses gemüthlichen Abendstündchens begab sich die Mama mit der ganzen kleinen Schar gewöhnlich ans Klavier im großen Saal, wo sie eine ganze Menge schöner Kinderlieder miteinander einstudiert hatten. Zu diesem Moment erschien auch der Papa aus seinem Arbeitszimmer, der große Freude am Gesang der Kinder hatte, und stimmte selbst mit ein; da dauerte es meist nicht lange bis auch Herr Brenner sich einfiand und den Bass des Vaters verstärkte; und wenn, was häufig der Fall war, Dunkel Fritz zum Besuch da war, wobei das Leben ganz seinen gewöhnlichen Gang weiterging, setzte der sich in eine dunkle Ecke des Zimmers unter eine große

breitblättrige Pflanze und betrachtete von da aus die musizierende Familie.

„Wie der Gesang zum Herzen klang,
Vergeß' ich nimmer mein Leben lang“

sagte er zu Schwester Tali, die ihn in seinem dunklen Winkel aufsuchte und sich zu ihm setzte. Wenn Dunkel Frix da war, gab es doch eine sehr willkommene Abweichung von dem gewöhnlichen Programm. Die Mutter nickte, wenns mit der Musik zu Ende ging, der Tante bedeutungsvoll zu, und diese erschien bald darauf mit einer großen Krystallchale voll Nüssen und einer kleineren mit goldigem Honig; das war Dunkel Frixens schwacher Punkt von seiner Kindheit her, und die beiden Schwestern verhätschelten das frühere „Nesthäkchen“ immer noch gern. Wenn nun der ganze fröhliche Kreis Nüsse knackend und schmausend um den großen runden Tisch saß, kam Dunkel Frix in sein richtiges Fahrwasser und erzählte den Kindern die wunderbarsten Geschichten „aus Feld und Wald und Flur“, d. h. aus dem Tierleben und Pflanzenleben, aber auch merkwürdige Begebenheiten, die er selbst erlebt oder gelesen hatte. Meist hatten seine anziehenden Erzählungen zur Folge, daß der Vater und Herr Brenner auch „auftauten“ und aus ihrem Schatz altes und neues hervortrugen. Der Dunkel war noch unverheiratet und lebte nicht weit von Grenholm, da war es begreiflich, daß er jeden freien Tag gern im traulichen Geschwisterhaus verbrachte. Tante Tali warnte

ihn oft im Scherz, nicht so viel in Grenholm, sondern mehr bei sich im einsamen Neuhof zu sein, damit er sich bei Zeiten entschließe, zu heiraten und eine eigene Häuslichkeit zu gründen.

„Nein, liebe Schwester“, erwiderte er, „es muß auch Dinkels von Profession geben in diesem Jammerthal, und ich fühle den inneren Trieb, mich diesem Beruf zu weihen. Grenholm ist meine Hochschule, wo ich meine Ausbildung genieße.“

„Du bist unverbesserlich, Fritz, trotz deiner 28 Jahre“ meinte Tante Tali.

„Ja, das bin ich, Schwesterchen!“ bestätigte er und streckte sich behaglich im niedrigen Sessel „und dies ist das sicherste Merkmal, daß ich ein richtiger geborener Dinkel bin, dessen heilige Pflicht es ist, diesem Beruf zu leben und sich nicht auf andere Wege verlocken zu lassen.“

Und so blieb der unverbesserliche Dinkel der häufige und stets mit Jubel begrüßte Gast auf Grenholm.

Neuntes Kapitel.

Welches von Hunden, Wölfen und anderen Dingen
handelt.

In der dunklen Herbstzeit von Ende Oktober bis gegen Ende November, wo meist erst der Schnee in genügender Menge fällt um Schlittenbahn zu bilden, ergriff doch auch hier und da die Kinder ein Gefühl der Sehnsucht nach Licht und Sonnenschein, wie der Sommer es gebracht hatte und wie es fast für immer verloren schien, und zugleich ein ungeduldiges Erwarten des wirklichen Winters, der nach dieser trüben und unbehaglichen Übergangszeit wie ein Befreier begrüßt wird.

Wenn die Kinder nach vollendeter Schulaufgabe einen Blick ins Freie thun wollten, konnten sie nichts sehen als rabenschwarze Finsternis, denn auch die Sterne waren nicht sichtbar, da es Tag für Tag bewölkt und regnerisch zu sein pflegt, bis ein tüchtiger Frost der Sache eine andere Wendung giebt. Zuweilen machten Axel und Alfred sich

den Spaß, das Licht in ihrem Zimmer auszulöschen und dann in die Dunkelheit hinauszuschauen, um zu sehen, ob sie nicht wenigstens die Umrisse der nahen Lindengruppe unterscheiden könnten. Da war es ihnen aber ein paar-mal passiert, daß sie statt dessen zwei helle runde Lichter sahen, die immer in gleicher Entfernung von einander blieben und sich in der Gegend des Gartenzaunes hin- und herbewegten; es waren die Augen eines Wolfes. Diese Tiere wagen sich in dieser Jahreszeit sehr frech in die Nähe der Häuser und Ställe und ergreifen oft einen Hund oder sonst ein unbewachtes Tier. In Grenholm erfuhr man das eines Tages auf ganz besondere Weise.

Der Vater war gerade abwesend, die Kinder bei Herrn Brenner oben im Schulzimmer, es war erst vier Uhr nachmittags, aber bereits so dunkel, daß man nur undeutlich die Umrisse der Gegenstände draußen erkennen konnte. Frau v. Gart ging im großen Saal, der nur durch ein Zimmer vom Vorhaus getrennt war, allein auf und nieder, um sich Bewegung zu machen. Plötzlich hört sie auf der Veranda an der Anfahrt einen Lärm von Hundegebell und =geheul, der sie zusammenfahren macht, denn was Ähnliches hatte sie noch nie gehört. Sie eilt ins Vorzimmer, wo sie durch die Glasthür auf die Veranda sehen kann und erblickt dort einen wirren Knäuel von Hunden, der sich in wilden Bewegungen hin- und herwirft und ein mark-erschütterndes Geheul und Gebell erhebt. Frau v. Gart

schellt sofort und bald darauf kommen Diener und Koch und ein paar andere Leute herbei und begeben sich auf Geheiß der Hausfrau mit Licht und mit Stöcken unter die aufgeregten Tiere. Und was sehen sie? Ein Wolf hat einen Hund verfolgt, dieser, sowie die übrigen Hunde flüchteten sich in der Angst auf die Veranda, wohl um ins Haus zu entweichen, der Wolf aber ist dreist genug sein Opfer bis auf die Veranda des Hauses, etwa 15 Stufen hoch, zu verfolgen. Hier entpinnst sich nun ein Kampf auf Leben und Tod, dessen furchtbares Getümmel die Hausfrau erschreckte. Der Wolf hatte aus der Hundeschar den kleinsten zu packen gekriegt, den Rattenfänger Bobby, aber er hatte ihn nicht unbehindert fortschleppen können, denn — es ist schön dies zu berichten —, der brave Neufundländer Dagor, Bobbys persönlicher Freund, stürzte sich auf den Räuber, packte ihn am Kopf und biß sich nun tapfer mit ihm herum, bis die Leute mit Knitteln herbeieilten und auf den Wolf loshieben, der jetzt seinen Gegner fahren ließ und das Weite suchte, aber leider keinen tödlichen Schlag von den Knitteln mehr empfing*).

Dagor wurde nun blutend, doch als Held und Sieger ins Haus abgeführt, ebenso Bobby, aus mehreren Wunden blutend, aber gerettet, und beide wurden aufs sorgfältigste verpflegt und aufs glänzendste bewirtet nach dieser großen

*) Ein wahre Begebenheit.

Schlacht. Der Ruhm des tapferen und edlen Dagor erscholl über die Grenzen Grenholms hinaus, und die schon früher bestandene Freundschaft zwischen Dagor und Bobby war nun wahrhaft mit Blut besiegelt und erst recht befestigt. Dagor hatte sich aus freien Stücken angewöhnt die Kuhherde auf die Weide hinauszubegleiten; seit jener Rettungsthat schloß Bobby sich ihm jedesmal auf diesem selbst erwählten Berufswege an, was er vorher nicht gethan hatte.

Endlich, endlich, im November fiel der ersehnte Schnee, welcher von allen mit Freuden begrüßt wurde. Dem Landmann war es lieb, daß er jetzt, nachdem der Frost genügend den Boden gefestigt und auch die Moräste in festen, befahrbaren Boden gewandelt hatte, die so notwendige Schlittenbahn herstellte und zugleich die Winterfaat vor der allzu starken Kälte des Winters schützte; allen, die fleißig sein wollten mit Handarbeiten zum nahenden Weihnachtsfest oder sonst ihre Augen zu feinerer Arbeit anstrengen mußten, war es lieb, daß die Dunkelheit jetzt weniger fühlbar war, da der helle Schnee das spärliche Tageslicht zu verdoppeln schien; die Kinder und manche andere mit ihnen freuten sich aufs Schlittensfahren, und es wurde nun Unkel Frigens Vers wahr, daß „man im Winter mit Kling und Klang lieber fährt in die Wälder“; auch kam das Schlittschuhlaufen und Schneeballieren sehr in Aufnahme, sowie manche andere Vergnügungen, die zum richtigen Winter

gehören, und in die Gennarino eingeweiht werden mußte. Dieser wurde jetzt oft nachdenklich und blickte in die weiße tote Landschaft hinaus. Er mußte daran denken, wie er gerade jetzt vor einem Jahr in Dorpat die Strenge und Unbill des Winters hatte kennen lernen, und alle die Bilder des Elends und Leidens, das sein junges Leben schon erfahren hatte, stürmten auf ihn ein, als wollten sie sich dafür rächen, daß er sie beinahe vergessen hatte unter den sich drängenden Eindrücken anderer Art. Ihm wurde so schwer ums Herz, wie von banger Ahnung, daß er in all das Elend wieder zurück müsse und das Leben, an das er sich so schnell gewöhnt hatte, wie ein zu schöner Traum verschwinden müsse; er konnte sich garnicht von Herzen mehr daran freuen. „Du gehörst doch nicht hierher!“ hieß es in seinem Inneren. „Wohin gehöre ich denn?“ fragte er sich. „Nach Sorrento, natürlich nach Sorrento, aber da ist niemand, der nach mir fragt!“ und sein Herz zog sich schmerzlich zusammen, er wußte selbst nicht, hatte er Heimweh nach Sorrento, oder hatte er Furcht, daß er am Ende zurück müsse in die so schöne aber ganz verödete, weil liebeleere Heimat. Wie er sein Herz so gar beklommen fühlte, fiel ihm zu rechter Zeit das Mittel ein, welches Signora Natalia ihm gegen Anwandlungen von Heimweh angeraten. Er lief in sein Stübchen im oberen Stock, das er allein bewohnte, holte seine geliebte Harmonika hervor, setzte sich ans Fenster, wo er durch den leise fallenden

Schnee nach dem nahen Wald hinüberschaute, und nun spielte und sang er mit lauter Stimme:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!“

Bei jedem Verse wurde ihm froher ums Herz — als er die Verse sang:

„Welch' großes Volk, Welch' eine edle Schar
Kommt dort gezogen schon?“ —

da war ihm, als sähe er von ferne seine lieben Eltern unter all den Seligen und als hätte er sie mit seinem Gesange grüßen dürfen; und als er den letzten Vers anstimmte:

„Und lang' ich an im schönen Paradies,
Im Heiligtum des Herrn,
Da schaut mein Aug' was es hier gläubig pries,
Was es gehüt von fern.“ —

da war ihm so leicht und froh ums Herz, daß er beim letzten Ton mit einem Satz aufsprang, die Harmonika an ihren Platz legte und dann spornstreichs zu den anderen Kindern eilte, als hätte er was Versäumtes nachzuholen und mit ihnen so vergnügt spielte, wie er es die letzte Zeit gar nie mehr gethan hatte, so daß Martha ihn fragte: „Was hast du, Gennarino, du bist so fidel?“

„Ja, das bin ich“, sagte er und lachte, daß die weißen Zähne im braunen Gesicht blizten, „ich bin froh, daß ich hier bleiben kann und daß meine Eltern im schönen Para-

dies sind, wo ich auch einmal hinkommen werde. Ich bin froh, daß ich kein Heimweh nach Sorrento zu haben brauche.“

Martha verstand nur halb den Gedankengang ihres Spielgefährten, aber sie freute sich, ihn so vergnügt zu sehen, nur dachte sie im stillen für sich: „Ich könnte mich doch nicht so freuen wie Gennarino, wenn Papa und Mama im Paradies wären. Der arme Gennaro muß es doch sehr kümmerlich gehabt haben, daß er darüber so froh sein kann!“

Dehntes Kapitel.

Gennaro bekommt einen Geburtstag.

So kam denn auch die fröhliche, selige Weihnachtszeit heran mit ihrem Lichterglanz und all den Freuden Gaben für alt und jung, den sichtbaren, die da vergehen, und den unsichtbaren aus Gottes Vaterhand, die ewig bleiben. Dies lieblichste aller Feste wirft seinen Schein weit voraus in die langen dunklen Herbst- und Winterwochen, wie das Licht eines Leuchtfeuers seine Strahlen weit über die dunkle Wasserfläche hinausjendet. Und ist es vorüber, so bleibt man noch lang in seinem milden Schein; alles ist leichter und hoffnungsvoller, die Tage wachsen wieder zusehends, und obgleich die strengste Kälte jetzt erst recht anhebt und an das Frühjahr noch nicht zu denken ist, hat man doch das Gefühl, als wäre nun das Schlimmste überstanden.

Am 16. Januar, dem Jahrestag von Gennaros Eintritt ins Haus, machten die Kinder gemeinsam eine Spazierfahrt zum Kapellenberg; da der Tag dies Jahr auf einen Sonntag fiel, durften sie dieselbe recht ausdehnen und genießen. Madame Grünberg, die stets eine besondere Für-

sorge und Protektion für Gennaro an den Tag legte, hatte tags zuvor Frau v. Gart um Erlaubnis gebeten, zum nächsten Morgen einen „Butterkringel“ backen zu dürfen, was sie ihr gern gestattete. Als die Kinder dies zufällig erfuhren, beschloßen sie den morgigen Tag als Gennaros Geburtstag zu feiern. Ein jedes holte eine Kleinigkeit hervor, die es ihm schenken wollte, Tante Tali und die Mama thaten auch noch was Schönes dazu, und als Gennaro am Sonntag-Morgen ahnungslos ins Speisezimmer trat, blieb er verwundert vor einem schön geschmückten Geburtstagstisch mit zwölf Wachslöchtern, die um den duftenden Butterkringel brannten, stehen und wollte es anfangs gar nicht glauben, daß dies alles ihm zugedacht sei.

Beim Anzünden der Wachskerzen hatte Alfred Einwendungen gegen die Zwölfzahl erhoben und gemeint; entweder solle man nur ein Licht anzünden, denn es sei ja der erste Jahrestag von Gennaros Ankunft in Grenholm und sein Leben hier sei nur ein Jahr alt; oder aber man sollte ihm elf Lichter anstecken, denn kein Mensch habe die Macht und das Recht seinem Alter einige Wochen zuzusetzen. Tante Tali hatte sich aber nicht um diesen Protest gekümmert und eigenmächtig von diesem Tage an Gennaro ins dreizehnte Lebensjahr versetzt.

Erstes Kapitel.

Ein unverhofftes Wiedersehen.

Bald nach diesem Tage wurde ein seltener Besuch in Grenholm erwartet; eine Tante der Mama, die mit ihrer Großtochter Kitty für ein paar Wochen zum Besuch zu den Verwandten kommen sollte, was schon seit Jahren versprochen gewesen war, aber nie früher ausgeführt worden war, weil die Tante in Dorpat lebte und die weite Reise im Winter scheute, im Sommer aber immer in ein Seebad zu reisen pflegte. Jetzt hatte sie eine Reise nach Petersburg vor und verband damit den Besuch bei der lieben Nichte, die sie seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Martha freute sich unbeschreiblich auf die ihr noch ganz unbekanntes Cousine Kitty und machte sich nur hier und da etwas Sorge darüber, ob sie mit ihren zwölf Jahren sich nicht am Ende ganz erhaben dünken würde über das zehnjährige Cousinchen vom Lande.

Schon lange ehe der verdeckte Schlitten, Kibitke ge-

nannt, der den Besuch von der Eisenbahnstation abholte, in Sicht kam, hatte das scharfe Ohr der Mutter, die gewohnt war in dunklen Winterabenden die Rückkehr des Vaters von Geschäftsfahrten zu erwarten, ihn am fernen Klang der Schellen erkannt, die ein weniger geübtes Ohr noch gar nicht vernehmen konnte. Nach einiger Zeit aber hörten alle den wohlbekanntem, stets willkommenen Ton; im Gastzimmer, wo die Tante wohnen sollte, wurden die Lichter angezündet, Zwan stand bereit, den Ankommenden aus dem Schlitten zu helfen, und die Kinderchar hatte sich an die Fenster des Vorzimmers postiert, lange ehe die Ribitte mit lautem Schellengeklingel in den Hof einbog.

Als nun die Erwarteten eintraten, war Gennarino, der sich natürlich auch zu diesem interessanten Augenblick eingefunden hatte, höchst erstaunt zwei unförmige dicke Gestalten mühsam sich durch die weitgeöffnete Thür hereinbewegen zu sehen, eine größere und eine kleinere. Von dem Gesicht konnte man bei keiner etwas sehen, denn nicht nur war dasselbe unter der dicken Kapuze noch in einen Foulard gehüllt, der Stirn und Wangen bedeckte, sodasß nur die Nase und die Augen frei blieben, sondern es war auch noch über das Ganze ein gestricktes weißwollenes Tuch geworfen, welches hinten in einem langen Zipfel über die große Pelzrotunde hinunterhing, vorn aber als Schleier diente. Gennaro machte ferner die interessante Beobachtung, daß die langen weiten Pelzmäntel nur die äußerste Um-

hüllung der eigentlichen Verpackung bildeten und den Gestalten die tonnenartige Form verliehen.

„Guten Tag, liebes Tanchen! Guten Tag Kitty!“ hieß es nun, und mit großem Eifer machten Frau v. Gart und Tante Natalie sich daran die Reisenden aus ihrer Pelzverpackung herauszuschälen. Eine Hülle nach der anderen wurde gelöst und abgenommen.

„Wie die Zwiebeln!“ sagte Tante Hanna lachend während dieser Prozedur; endlich standen sie in natürlicher Gestalt und Größe da, und wiederum staunte Gennarino, denn er sah eine hohe, schlanke, alte Dame und ein feines, zierlich gewachsenes Mädchen als edlen Kern aus diesen vielen Schalen hervorgehen.

Die übrige Gesellschaft wunderte sich aber garnicht über alles dieses, sie war es zu sehr gewohnt; dafür ging aber nun ein Sich-verwundern vonseiten der Tante Hanna an über all die groß gewordenen Kinder, und es nahm viel Zeit in Anspruch bis alle Begrüßungen, Vorstellungen und Erklärungen ein Ende hatten.

Gennaro hatte auch höflich begrüßt, doch sich bescheiden im Hintergrund gehalten. Jetzt rief Frau v. Gart ihn hervor und sagte: „Hier stelle ich dir unseren Pflegeohn vor, Tante Hanna.“

„Euren Pflegeohn? Ich wußte garnicht, daß ihr einen hättet, von wo habt ihr den Knaben?“

„Vom Kapellenberg“, antwortete die Mutter lächelnd.

„Kapellenberg? dies Gut kenne ich garnicht“, sagte die Tante, „wie heißt er denn?“

„Es war nur ein Scherz“, sagte die Mutter, „ich will dir's später erklären, liebe Tante. Der Knabe heißt Gennaro Koffi und seine Heimat war Sorrento, jetzt ist es Grenholm.“

Bei diesen Worten faßte die Tante den Knaben schärfer und mit einem Ausdruck staunender Verwunderung ins Auge, der aber hatte vom ersten Augenblick an, wo er vor ihr gestanden und ihr freundliches, ehrwürdiges Antlitz erblickt hatte, das Auge nicht von ihr abgewandt, und über sein Gesicht war der Ausdruck freundigen Erkennens gekommen, der jetzt auch der alten Dame das ihr unglaublich Scheinende zur Gewißheit machte.

„Nein, ist das nur möglich! ist das wirklich möglich? Haben wir uns nicht schon einmal im Leben gesehen, mein Junge?“

„Ja! ja!“ rief nun Gennaro, ergriff die Hand der Dame, die sie ihm freundlich entgegenstreckte und küßte sie mehrmals mit solcher Freude und Innigkeit, daß Frau v. Gart und Tante Tali zu gleicher Zeit ausriefen: „Du bist am Ende gar die gute alte Dame in Dorpat, die gegen unseren armen Gennarino freundlich war und ihm das italienische Büchlein schenkte?“

Ja, sie war es. Und nun ging es an ein Fragen und Verwundern und Erzählen, bis die ganze Sache der

Tante Hanna klar war. Als die Kinder in ihre Zimmer abgezogen waren, mußte Tante Natalie der warmherzigen und mildthätigen alten Tante ganz genau alles berichten von Gennaros Vergangenheit und wie er sich in diesem Jahr gezeigt hatte; als sie ihren Bericht geschlossen, reichte Tante Hanna ihr die Hand und sagte: „Ich will mich mit euch in die Sorge für den Knaben teilen. Wenn die Zeit kommt, wo er in eine öffentliche Schule eintreten mußte und später, wo es gilt einen Lebensberuf zu ergreifen, da werden Karl und Marie genug dran haben ihre eigenen Kinder zu versorgen, da will ich dann für den Knaben eintreten, das laßt euch gesagt sein. Ich habe nur den einen Sohn, der selbst reich genug ist, und das eine Großkind, da wird niemand verkürzt, wenn ich mich dieses armen Knaben annehme, den der Herr mir schon einmal früher in den Weg geführt hat. Ich habe oft an das arme Kind denken müssen und mich manchesmal in den Straßen nach ihm umgesehen, weil er mich so schrecklich dauerte und ich ihm gern was Gutes thun wollte, aber nie habe ich ihn entdecken können. Ich dachte mir, er sei mit seiner ganzen Truppe wohl weiter gegangen. Ein solches Wiederfinden hätte ich freilich nie für möglich gehalten, das ist ja ganz romantisch! Man könnte eine Geschichte davon schreiben.“

Der Besuch dieser lieben Gäste war eine Festzeit für alle Teile. Kitty und Martha schlossen Freundschaft fürs Leben; Gennaro gewann an der guten freundlichen Dame,

die so würdig und doch so vertrauenerweckend ausfah, ebenfalls eine treue, mütterliche Gönnerin fürs Leben, und alle übrigen Hausgenossen wetteiferten im Bestreben, es den Gästen recht angenehm zu machen und in der Freude über ihren Besuch. Als nach Verlauf von 14 Tagen die beiden feinen schlanken Gestalten wieder in ihre vielen Umhüllungen hineinschlüpfen mußten und Gennaro ihrer Umwandlung in jene zwei Pelznickel, die ihn am ersten Abend so belustigt hatten, beiwohnte, konnte er die Sache garnicht mehr komisch finden, sondern mußte immerfort an seinen Thränen schlucken, die er auf dem Weg vom Herzen in die Augen unterwegs aufzufangen und wieder zurückzuspeditieren suchte.

Unter viel Dank für den lieben Besuch, Bitten um Wiederholung desselben und Versprechen es zu thun, sowie viel guten Glückwünschen von beiden Seiten, wurden nun die plötzlich so unbehilflich gewordenen Reisenden von den Zurückbleibenden die Treppe hinabgeleitet und im Schlitten gut verpackt. Als dieser aus dem Hof hinausfuhr und man sich noch einmal zugewinkt, was für die Abfahrenden nicht ganz leicht zu bewerkstelligen war, kehrten die Bewohner von Grenholm ins Haus zurück, das plötzlich allen ganz leer und verödet schien. Gennaro aber merkte, daß es mit dem Zurückspeditieren der Thränen jetzt nicht mehr ging und lief rasch in sein Zimmer hinauf, wo er sich auf sein Bett warf und bitterlich weinte. Aber unglücklich

fühlte er sich dabei doch nicht, sondern nur überwältigt von dem Gefühl, was es doch Großes sei um ein jedes neues Herz, das uns Liebe schenkt im Leben und das wir lieb gewinnen, und was es doch Schmerzliches sei um das viele Scheiden und Meiden in diesem Leben.

Nur sehr allmählich kam das tägliche Leben in Grenholm wieder ganz in den frischen fröhlichen Gang, und dann gab die Erinnerung an die schönen Tage noch oft Stoff zu angenehmen Gesprächen und zu schönen Plänen, was man alles thun wolle, wenn Großtante Hanna mit Ritty vielleicht im nächsten Frühling oder Herbst wiederkäme.

Zwölftes Kapitel.

Ohne Tante Tati.

So ging der Winter allgemach zu Ende und wieder begann das Hoffen und Harren auf den nahenden Frühling und wurde jeder Fortschritt, der ihm den Weg bahnte, mit Jubel begrüßt: das Aufgehen des Baches, das Schwinden des Schnees und gar die ersten Boten der nordischen Zugvögelscharen! O welche Freude war es, dies alles zu beobachten. Jetzt hatte auch Genuaro mehr Verständniß und Sinn dafür, da er nun schon zwei lange Winter hier hatte kennen lernen und zwischeninnen den kurzen holden Traum eines nordischen Sommers, nach dem alles sich sehnt, alles aussehnt wie nach einem goldenen Zeitalter der Freude, Freiheit und Gesundheit; den alles genießt und ausnußt wie einen kurzen Besuch des liebsten, langerwarteten Freundes, und der so bald, so bald wieder enteilt.

Diesmal mischte sich aber ein wehmütiges Gefühl in die Frühlingserwartung der Kinder, denn mit dem Frühling sollte die Tante Natalie auf viele Monate fortreisen.

Sie hatte der Tante Hanna versprechen müssen, für den Frühling, Sommer und Herbst mit ihr ins Ausland zu ziehen. Die alte Tante fühlte sich garnicht wohl und hatte sich entschlossen ein stärkendes Bad in Deutschland aufzusuchen, das konnte sie aber nur in guter Begleitung, und da konnte sie sich freilich keine bessere wünschen als ihre Nichte Natalie, die stets hilfbereite, frohe und praktische. Sie hatte gern zugesagt, denn es war ihr eine Herzensfreude der geliebten alten Tante einen Liebesdienst leisten zu können, und zugleich freute sie sich auch, nach vielen, vielen Jahren wieder einmal andere Städte und Länder zu sehen und sich an Natur und Kunstgenuß zu erquicken.

„Ich werde neu aufpoliert nachhause kommen, Schwesterchen“, sagte sie zu Frau v. Gart, „ich bin so abgegriffen und eingeroftet, das mußt du mir zugeben, und du sollst staunen, wie frisch und blank ich wieder heimkomme!“

Frau v. Gart wollte nun freilich nicht zugeben, daß die Schwester verroftet und abgegriffen sei, war aber auch der Ansicht, daß ihr eine kleine Reise sehr zuträglich sein würde und hatte selbst das meiste dazu gethan, sie zu dem Entschluß zu bewegen.

Die Kinder ließen sich nur durch die Aussicht auf allerlei „Mitbringlis“, wie die Tante es nannte, sowie auf spannende Reiseerlebnisse, die sie ihnen dann erzählen würde, einigermaßen mit dieser Thatsache ausföhnen. Gennaro aber war und blieb untröstlich darüber, denn

ihm war nicht anders zumute, als wenn sein Schutzensel von ihm wiche und er wieder ganz verlassen seinen Weg werde gehen müssen. Sie nahm ihn noch am Abend vor ihrer Abreise besonders zu sich aufs Zimmer und ermahnte ihn, wie so manchesmal früher, doch treu und ernst im Bekämpfen seiner Fehler zu sein und namentlich seinen Zähzorn und seine Empfindlichkeit, die aus dem leicht zu verletzenden Ehrgeiz stammte, recht zu beherrschen. Sie hatte mit Sorge bemerkt, wie in letzter Zeit diese Feinde ihrem Schützlinge manche Niederlage bereitet hatten. Sie schlug ihre Bibel auf und ließ Gennaro den Abschnitt 1. Mos. 4 laut lesen, wo von Kain und Abel erzählt ist, und den Vers 7, wo der Herr zu Kain sagt: „Ist es nicht also, wenn du fromm bist, so bist du angenehm? Bist du aber nicht fromm, so ruht die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie“ ließ sie ihn zweimal lesen. Dann kniete sie mit ihm nieder und befahl ihn Gottes treuem Schutz nach Leib und Seele.

Am andern Morgen früh ehe die Kinder geweckt wurden, war Tante Natalie weggefahren, sie hatte abends zuvor von ihnen Abschied genommen. Sie fehlte allen unbeschreiblich und der Mutter nicht am wenigsten. Am Schluß der ersten Woche nach der Abreise sagte diese zu ihrem Manne: „Ich wollte, unsere gute Tali wäre schon zurück von der Reise! Es ist, als wollte nichts recht glatt im Hause gehen ohne sie! Sie ist gerade wie das Öl in

der Maschine, die Räder gehen nach wie vor, aber wenn das Öl fehlt, reiben sie sich, und es giebt einen unangenehmen Ton dabei, der mir auf die Nerven fällt. Jetzt erst merke ich, welch eine Stütze sie mir ist.“

Gennarino hatte einen tiefen Eindruck von jener Abschiedsstunde behalten und der Gedanke daran war ihm in der ersten Zeit eine mächtige Hilfe, wenn er in Versuchung kam, seinem alten Fehler wieder zu verfallen. Er war im Verkehr mit Alfred sehr auf seiner Hut, und wirklich konnte er in seinem ersten Brief an die geliebte Signora Natalia, den er italienisch schrieb, denn sie erhielt ihn stets in der Übung seiner Muttersprache, mit Freuden melden: „tutto va benissimo“ (alles geht vortrefflich), nur die Sehnsucht nach der teuren Signora bereite ihm manche wehmütige Stunde. Aber Gennaro sollte es zu seinem Schaden erfahren, daß der böse Feind nicht nur ruht vor der Herzensthür, sondern wenn er sie an einem Punkt gut bewahrt und verschlossen findet, herumgeht wie ein brüllender Löwe, und daß man daher sehr wachsam sein muß nach allen Seiten hin. Gennaro war das nicht.

Er hatte, seit die Tante fort war, von einer Seite her manches zu leiden, wo er zwar nie besondere Freundlichkeit erfahren, aber bisher doch auch nichts wirklich Unfreundliches, von Anissia Petrowna nämlich. Sie hatte ihre erste Abneigung gegen den „auf Gräbern aufgelegenen Unchristen“ nie ganz überwunden, aber sie scheute sich, so lange die

Tante in der Nähe war, dieser Gesinnung offenen Ausdruck zu geben, denn sie wußte, dies würde nicht ungerügt bleiben. Jetzt gehörte auch sie unter die Räder in der Maschine, von denen Frau v. Gart gesagt, daß sie sich gegen einander reiben, und war oft in einer sehr mißmutigen Stimmung, diese aber ließ sie am liebsten gegen den wälschen „Betteljungen“ aus, wie sie ihn imstillen titulierte, und veräumte keine Gelegenheit ihn eine Zurücksetzung erfahren zu lassen und in kränkenden spöttischen Bemerkungen ihm Nadelstiche zu versetzen, die giftig waren und ihre Wirkung nicht verfehlten. Gennaro bekämpfte den Ausbruch seiner Leidenschaft ihr gegenüber, aber um so tiefer fraß der Groll und Ärger sich in sein Herz hinein, denn so weit ging sein Kampf nicht, die Kränkung und Lieblosigkeit auch verzeihen zu wollen. Wenn er dann beim Vaterunser an die Bitte kam: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern“, so stockte sie ihm im Herzen, er konnte sie nicht aufrichtig beten, und das verleidete ihm zuletzt das Beten überhaupt; er fühlte, daß er es nicht mit aufrichtigem Herzen thue und ließ es daher ganz sein. Aber nun bemächtigte sich seiner ein Zustand großer Unbefriedigtheit und Ruhelosigkeit. Seiner Signora Natalia durfte er gar nicht mehr schreiben; im Verkehr mit den anderen Kindern war er oft auffahrend und gereizt, dann that es ihm wieder leid, er verfühnte sich mit ihnen, aber bei seinem Gott und Heiland holte er

sich nicht die Vergebung seiner Schuld, und der Groll gegen Anissia Petrowna lebte in seinem Herzen fort und lag wie ein schlimmer Bann auf seinem inneren Leben; ihm kamen nun alle Menschen so verändert vor, er meinte niemand sei mehr so gut und freundlich gegen ihn wie früher, und bisweilen stieg sogar der bittere Gedanke in seiner Seele auf, man wolle ihn am Ende wieder los werden und daher seien alle gegen ihn verändert, und sein heißes Herz bäumte sich auf in Trotz und Stolz, und er beschloß, bei der ersten Gelegenheit, wo es ihm klar würde, daß es sich so verhalte, wollte er in aller Stille wieder abziehen und seine Wohlthäter von seiner lästigen Gegenwart befreien. Wenn er in seinen leidenschaftlichen Gedanken, die meist des Abends beim Schlafengehen ihn ganz beherrschten, bis zu diesem Punkt gekommen war, erfaßte ihn allemal ein solcher Jammer und solches Mitleid mit sich selbst und dem Schicksal, das dann seiner warte, daß der arme thörichte Junge in einen Strom von Thränen ausbrach und so lange weinte und leidenschaftlich schluchzte, bis er ganz erschöpft einschlief. Am nächsten Morgen nach solcher Krisis war er dann müde und still, aber meistens ruhiger.

Einen Freund hatte er in dieser Zeit, der ihm schlechten Dienst leistete, das war der Diener Iwan. Dieser war mehrmals Zeuge gewesen, wenn Anissia Petrowna ihr Mütchen an Gennaro kühlte, und da er stets eine Abneigung gegen sie hatte und Gennaro unter seine Pro-

tektion genommen, ergriff er jetzt Partei für ihn und er-mangelte nie nach solchen kleinen Szenen ihm etwas zu sagen, was seinen Ärger und sein Mißtrauen gegen die Ruffin schürte. Auch hatte er einmal gehört, wie Alfred in einem Wortwechsel mit Gennaro, der jetzt öfter vor-kam, ihm ziemlich scharf geantwortet hatte und dabei das Zimmer verließ.

„Ja, ja“, sagte Zwan, in der Absicht, seinen Schütz-ling zu trösten, „so geht es in der Welt! Erst nehmen sie einen armen Jungen von der Straße und erziehen ihn wie einen Baron, und dann behandeln sie ihn wie einen Hund. Nimm dich inacht, Gennarinochen, mit diesen Baronchens ist nicht zu spaßen! Die sind großmütig, du laß dich nur nicht auf die Füße trampeln, sonst bist du ganz unten durch.“

Zwan hatte es nicht schlimm gemeint, aber er hätte nichts Schlimmeres thun können, als diese Worte aus-sprechen. Wie eine Giftsaat keimten sie im Herzen Gennaros, und mehr und mehr erstickte das wuchernde Unkraut all die schönen hoffnungsvollen Keime, die sich unter dem Strahl göttlicher Gnade in dem empfänglichen Herzen des Knaben entwickelt hatten. Nach außen hin war nicht viel davon sichtbar, aber Gottes Auge sah es, und Gennaros Gewissen sagte es ihm unablässig, aber er übertäubte es und mochte ihm nicht gehorchen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ausflug an den Strand.

So waren die Sommerferien herangekommen und auch bereits fast wieder abgelaufen. Von Tante Tali kamen nicht oft Briefe, sie versparte sich alles auf mündliche Erzählung, doch hatte sie einmal ein Blättchen an Gennaro eingelegt, das ihn liebevoll zum Aussharren im Guten ermahnte. Es entlockte ihm viele Thränen und erweckte auch gute Vorsätze in ihm; er trug das Blatt wie einen Talisman immer bei sich, es sollte ihn schützen gegen das Böse. Aber im letzten Grunde blieb es wie es war; sich vor Gott demütigen und ihn um ein neues Herz bitten, das that er doch nicht, und so blieb es beim alten.

Gegen den Schluß der Ferien stand den Kindern eine große Freude bevor. Im Hause waren allerlei kleine und große Reparaturen notwendig und es war wünschenswert, daß Maler, Maurer und Tischler für einige Tage ganz ungehindert im Hause hantieren konnten, was nicht möglich war, so lange die Familie da blieb. Da hatten Herr

und Frau v. Gart beschlossen, mit allen Kindern, mit Herrn Brenner, Mai und Anno für einige Tage Aufenthalt an dem malerisch schönen Meeresstrand zu nehmen, wo man sich ein Obdach in einer neuerbauten Mühle gesichert hatte. Aber auch gerade nur ein Obdach, alles andere fehlte, man hatte nur die vier Wände zu erwarten und einen Tisch samt vier Stühlen. Dadurch ließ man sich keineswegs zurückschrecken, vielmehr versprachen sich alle ganz besonderen Spaß von diesem Zigeunerleben, das man sich freiwillig für einige Tage anferlegte. An Mundvorrat und Kochgeschirr mußte alles Nötige mitgenommen werden; ebenso die Kopfkissen und das Bettzeug; auf Matrazen und Betten mußte man verzichten, es wurden nur einige leere Säcke mitgenommen, die an Ort und Stelle mit duftendem Heu gefüllt werden sollten.

Um Martha eine besondere Freude zu machen, lud Frau v. Gart zu dieser kleinen Exkursion Nelly aus Abbiser ein, welche strahlend vor Glück und Erwartung schon am Vorabend des großen Tages in Grenholm eintraf. Man wollte sehr früh am folgenden Morgen ausrücken, um die 50 Werst bequem zurückzulegen und unterwegs bei Freunden Mittagsrast zu halten. Onkel Fritz schloß sich zu Pferde der munteren Karawane an, die aus drei Equipagen bestand und außerdem einen Bagagewagen hatte, der, von Swan geführt, schon um vier Uhr morgens aufgebrochen war. Die Dienstboten, welche mitgenommen

wurden, befanden sich ebenfalls in erhöhter fröhlicher Stimmung und hatten mit großem Eifer alles sehr früh gerüstet.

Dennoch war auch hier wieder das Sprichwort wahr: Früh gesattelt, spät geritten. Es war wie ein Wunder, als schließlich doch alle Menschen, groß und klein, richtig plaziert waren, alle Packen und Päckchen untergebracht und der Vater nun endlich dem Kutscher Thomas zurief: „Lasse Keia!“ (Fahr zu!), welche Ordre die Knaben mit einem donnernden „Hurra“ begrüßten, das aber ein junges Pferd vor dem einen Wagen scheu machte, sodaß um ein Haar die ganze Exkursion mit dem Durchgehen dieses Pferdes angefangen hätte.

Es ging aber noch gnädig vorüber; auch der Verweis, den die Knaben einernteten, war in Anbetracht der mildern Umstände ein gelinder, und so fuhr man vergnügt zum Hof hinaus. „Halt! halt!“ ertönte es vom Hause her, man sah Anissia Petrowna auf der Veranda einen weißen Packen schwenken. Der Kutscher Thomas, an solche Zwischenfälle gewöhnt, hielt sofort an und jetzt sah man auch den Koch Sürri, einen Packen in der Hand, in eiligem Lauf daherkommen, im Vorrüberrennen den ihm von Anissia Petrowna hingehaltenen Packen auch mitnehmen und bald darauf atemlos die hinterste Equipage erreichen, wo die vergessenen Gegenstände aufgenommen wurden.

„Was war es?“ fragte die Mutter aus dem vorderen Wagen.

„Hansels und Gretels Reserveschuhe“, lautete die Antwort, „und der große Vorrat von Zucker und Thee.“

„Beides sehr wichtige Posten!“ sagte die Mutter, „wie konnte nur gerade das vergessen werden?!“

„Fehlt nichts mehr?“ fragte Herr v. Gart gelassen und blickte erwartungsvoll nach dem Hause zurück. Da niemand mehr herausgestürzt kam oder etwas schwenkte, nahm man an, daß nun alles in Ordnung sei, und der Zug setzte sich von neuem in Bewegung, ohne weiteren Aufenthalt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Tage in der Vörrö-Mühle.

Schon auf der Fahrt nach der Vörrö-Mühle, so hieß das Ziel der Reise, erlebten die Kinder viel Interessantes, was Martha und Kelly gleich bei der Ankunft in ihre Notizbücher eintragen wollten, die sie zu diesem Zweck mitgenommen hatten. Die Mittagsrast bei den freundlichen Tanten in Karrupöb war höchst angenehm und zeichnete sich durch einen anhaltenden und genußreichen Besuch des Fruchtgartens aus, welcher in der Gegend allbekannt war wegen seiner ausgezeichneten Stachelbeeren. Tante Rosa öffnete die Gartenpforte mit den Worten: „Nun Kinder, suche jeder sich seine Lieblingsorte von Stachelbeeren aus, oder prüft sie alle, um zu wissen, welche die beste sei und schmaust nach Herzenslust; geniert euch gar nicht.“

Und das befolgten sie denn auch gewissenhaft.

„Wir werden doch so wie so mehrere Tage keine Beeren zu Gesicht bekommen, denn die giebt es natürlich nicht am

Strande“ meinte Nyel „da ist es weise, sich im Voraus satt zu essen.“

Dieser Ansicht des Erstgeborenen stimmten alle aus tiefster Überzeugung bei, und stumm und ernst machte sich die Gesellschaft ans Werk, nur hie und da einen Ausruf bewundernder Zufriedenheit über die Größe, Fülle und den Wohlgeschmack sich erlaubend.

Als beim neuen Aufbruch die Pferde anfangs nicht so munter liefen wie am Morgen, meinte Alfred, „Es ist auch kein Wunder, an uns fünfen haben sie auch eine ganz andere Last zu schleppen, und ich habe mir auch noch alle Taschen voll Stachelbeeren gefüllt, um sie unterwegs zu schmausen.“ „Ich auch!“ sagte Alfred. „Ich auch“ sagte Martha. Genuaro der Neuling hatte es versäumt, aber die anderen gaben ihm von ihrem Vorrat, und die Schmauserei wurde nun im Fahren fortgesetzt.

Um 4 Uhr nachmittags langte man am Strande in der Lörro-Mühle an. Das Quartier war rasch genug inspiziert, denn es enthielt in der That nichts anderes als zwei ziemlich große Zimmer, von denen das vordere mit einem wackeligen Tisch und vier Stühlen, das hintere mit einer Wanduhr möbliert war. Das war bald überblickt, und nun ging es rasch an den nahen Meeresstrand hinab.

Außer Gennarino sahen alle Kinder das Meer zum ersten Mal in ihrem Leben, und jedes empfing einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck von diesem ersten Anblick der

unermesslichen Wasserfläche, die eben in schönster, wechselnder Beleuchtung vor ihnen lag. Leise kamen die Wellen an den flachen sandigen Strand heran, und es sah allemal aus, als schmiegeten sie sich lieblosend ans Ufer, dessen hellflimmernder Sand mit vielen bunten Muscheln bedeckt war. Einige Augenblicke stand die ganze kleine Schaar wie verzaubert stille, keiner sagte ein Wort. Grethchen war die erste, die das Schweigen brach. Sie hatte mit höchster Verwunderung hingesehnt und hingehorcht.

„Mis merre ütleb Getale?“ (Was jagt das Meer dem Grethel?) sagte sie zu ihrer treuen Mai, und ehe diese etwas sagen konnte, lief die Kleine geradewegs mit ausbreiteten Ärmchen dem Meere zu. Mai erwischte sie gerade noch am Zipfel, als ihr Fuß bereits von einer neckischen Welle berührt worden war. Dies war das Signal für alle, sich in Bewegung zu setzen, und bald waren die köstlichsten Spiele im feinen weißen Sand und mit den bunten Muscheln im Gange, so daß der Ruf der Mutter zur Abendmahlzeit viel zu früh ertönte.

Aber wie interessant war es doch jetzt, die Einrichtungen zu mustern, welche inzwischen von der Mutter, Dunkel Frik und den Leuten ins Leben gerufen waren. Aus ein paar alten Kisten, einigen Holzblöcken und Brettern waren Bänke und Tische hergestellt worden. Die Heusäcke waren gefüllt und in beiden Zimmern, mit Hilfe der Wagenkissen und etlicher anderer Kissen, Nachtlager daraus eingerichtet

worden. Im vorderen Zimmer für den männlichen, im hinteren Zimmer für den weiblichen Teil der Gesellschaft, natürlich auf dem Boden, denn an eine Bettstelle war nicht zu denken.

Auf dem freien Platz vor dem Hause war auf die gleiche, ursprüngliche Weise ein langer Tisch und zwei Bänke hergestellt, und das war die Tafel, gedeckt und reichlich besetzt. Milch, Eier und das schmackhafte „Schwarzbrod“, das viel Ähnlichkeit mit dem westfälischen Pumpernickel hat, konnte man im Dorf bekommen, das Übrige hatte man mitgenommen, und enorme Portionen waren von allem aufgetragen; aber siehe da! am Schluß der Mahlzeit hätte man denken sollen, daß jedes nur eine kümmerliche Ration erhalten hätte, so glatt aufgeräumt sah der Tisch nun aus.

Ausnahmsweise waren die Kinder sehr gern bereit, schlafen zu gehen. Sie waren nämlich voll Erwartung, „was für Fuz alles beim Schlafengehen vorkommen werde“, denn daß es ganz bequem und normal ablaufen würde, war nicht anzunehmen. Ihre Erwartungen wurden denn auch nicht getäuscht, und mehrmals stieg die Heiterkeit so hoch, daß die Eltern oder Herr Brenner einen Mahnruf erschallen ließen und zuletzt ein strenges Verbot, noch weiter zu lachen und zu spektakeln ergehen mußte. Darauf hörte man noch hie und da ein unterdrücktes Gefächel und endlich, endlich war Stille im Lande und die ganze Kinderschar schlief. Nun erst begaben die Erwachsenen sich zur Ruhe;

aber auch sie hatten sehr viel Grund zur Heiterkeit, namentlich als sie eintraten und sahen, daß die Heusäcke, auf denen immer je zwei Kinder zusammen schlafen sollten, allesamt, bis auf einen, nämlich Gennaros, leer waren, rechts und links aber ein Kind auf dem harten Fußboden fest schlief. Auf Axel und Alfreds Heusack hatte sich Trusty bequem gemacht und das weiche unbenutzte Lager offenbar für eine ihm erwiesene Aufmerksamkeit angesehen. Gennaro war das Schlafen auf solchen und noch weit unbequemeren Schlafstätten von früher her gewohnt und fuhr am besten dabei von der ganzen Gesellschaft.

Sehr früh am Morgen waren alle schon wach, und als man sich wiederum vor dem Hause zum Morgenkaffee versammelte, wurden die nächtlichen Abenteuer und Leiden, an denen jeder Schlaffaal reich gewesen war, mit viel Humor und Spaß berichtet; das eine wurde u. a. auch festgestellt, daß die Bezeichnung „zwei noch nie bewohnte Zimmer in einer neuen Mühle“, unter der ihnen diese Wohnung angepriesen worden war, nicht ganz zutreffend sei; denn wenn sie auch noch keinem Menschen zum Obdach gedient hatten, so waren sie doch von anderen hungrigen und stechenden Lebewesen stark bevölkert.

„So was muß man bei solch einer Partie schon mit in den Kauf nehmen“, sagte die Mutter.

„Und das Unvermeidliche mit Würde tragen“, ergänzte Herr Brenner.

Nun folgten vier Tage des fröhlichsten, freiesten Lebens und lebendigen Naturgenusses für Kleine und Große.

Die Herren zogen meist am Morgen früh mit der Flinte und Trusty als Begleitung auf die Jagd und sorgten für den Lebensunterhalt der Familie. Herr Brenner blieb der Mutter zur Hilfe und Gesellschaft bei ihr zurück oder führte einen weiteren Spaziergang mit den großen Kindern aus, während die Mutter im Schatten eines Baumes nicht weit vom Strande ruhte und Hansel und Grethel mit bloßen Füßchen im warmen, feinen Sand am Strande spielen sah. Inzwischen bereiteten Iwan und Anno mit vereinten Kräften die Mahlzeit und ernteten so viel Lob und Ruhm für ihre Leistungen ein, daß der Koch Jürri in Grenholm vor Eifersucht die Suppe versalzen hätte, wenn er es geahnt hätte. Es schmeckt eben alles ganz prächtig in der frischen Luft am Meeresstrande. Das einzige, was alle lebhaft bedauerten und auch immer wieder aussprachen, war, daß Tante Tali nicht mit dabei war.

An einem Nachmittag wurden zwei große Körbe „voll Nährstoff“ wie die Knaben sich ausdrückten, in ein großes Segelboot, das dem reichen Müller gehörte, verladen, dazu die Wagenkissen und etliche Plaid's, um die harten Bänke bequemer zu machen, und nun segelte die ganze Gesellschaft, bis auf Hansel und Grethel, die mit Mai und Anno zurückblieben, auf eine schön bewaldete Landzunge zu, die ihnen immer aus der Ferne so freundlich zugewinkt hatte; dort

sollte der ganze Tag verbracht werden. Die Fahrt ging glücklich und fröhlich von statten; es wurden viele Lieder gesungen und manches interessante Seeabenteuer erzählt. Martha und Kelly waren zwar beide still und nachdenklich geworden und sahen etwas blaß aus, so daß die Mutter ihnen riet, nicht in die Wellen zu blicken, wie sie es so gern thaten, sondern auf die Segel oder sonst einen Gegenstand im Boot, aber zum Glück war das Ziel ihrer Fahrt erreicht, ehe sie Schlimmeres erlebten, und nachdem sie ein halbes Stündchen auf dem Festlande gewesen, war alles wieder gut.

Dieser Tag verging sehr fröhlich und war für die Kinder „hochinteressant“, denn sie durften einem Fischzug mit beiwohnen, den die Leute des nahen Fischerdorfes unternahmen. Dabei wurde je ein Netz „auf das Glück“ eines jeden Kindes ausgeworfen, d. h. Herr v. Gart versprach dem Fischer eine gewisse Summe und was das Netz heransholte, fiel einem der Kinder zu. Da kam es aber sehr verschieden zum Vorschein; einmal waren es nur Seepflanzen und unbrauchbares Getier und nur eine einzige kleine Butte (Flunder), ein anderesmal aber war das Netz voll guter Fische. Ein Teil davon wurde gleich an Ort und Stelle gebraten und mit dem besten Appetit verzehrt, der andere Teil aber ins Segelboot als kostbare Rückfracht verladen, um am folgenden Tag die Mittagstafel zu zieren.

Gegen Abend trat man die Heimreise an; jetzt aber wollte es mit dem Segeln nicht mehr gehen, weil der Wind sich nun ganz gelegt hatte und das Meer wie ein Spiegel dalag, über den die Abendsonne ihr goldenes Licht ergoß, so daß das Wasser wie flüssiges Gold ausah, in dem sich rosenrote Wölkchen spiegelten. Die Rückfahrt war fast noch schöner als die Hinfahrt. Herr v. Gart, Onkel Fritz und Swan halfen treulich beim Rudern. Als man bei der Mühle landete, war der feurige Sonnenball längst in der Flut erloschen und stahlgrau bis ins Violett-schwarz übergehend lag jetzt die Wasserfläche da, über ihr ein blasser Himmel; nur im Westen leuchtete noch das Abendrot und warf seinen Widerschein auf die dunkle Meeresflut.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Freundschaftsbund und die Heimfahrt.

Die vier festgesetzten Tage waren allen Theilen viel zu rasch vergangen und die Eltern ließen sich erbitten, noch einen fünften hinzuzusetzen.

„Die Handwerker werden ohnehin, nach löblicher Gewohnheit, nur die Hälfte von dem gemacht haben, was sie zu thun versprochen“ meinte Fr. v. Gart, „da ist es um so besser, wenn wir ihnen noch einen Tag Zeit lassen. Unsere Vorräte reichen noch gut für einen Tag, wenn ihr uns Wild zu einem Braten schafft; nur der Zucker ist zu Ende, und da müssen wir uns diesen Tag schon ohne solchen behelfen.“

Alle waren's zufrieden, und dieser Extratag wurde noch ganz besonders ausgenutzt, all die Lieblingsstellen besucht, das Bad im Meere, welches natürlich jeden Tag vorkam, wurde an diesem Tag zweimal genommen, und zum Schluß begaben sich die Kinder auf einen Hügel, auf dem drei

schöne Birken standen, um in den Stamm des größten Baumes die Anfangsbuchstaben von den Namen der Erwachsenen, in den des mittleren die der Kinder, sowie Jahreszahl und Datum dieser unvergeßlichen Tage einzuschneiden; der dritte wurde mit einem: „Lörro vivat hoch!“ geziert.

Martha und Kelly blieben noch allein dort oben zurück. Sie hatten sich in diesen Tagen sehr aneinander geschlossen und waren nun wehmütig gestimmt über den Abschied, der ihnen jetzt bevorstand. Sie schlossen hier oben feierlich einen Freundschaftsbund fürs Leben, gelobten sich ewige Treue und Liebe, und da sie keine Ringe oder sonst ein äußeres Zeichen sich zu geben hatten, wechselten sie ihre bunten Zopfbänder. Sie wollten nun auch ein äußeres Denkmal dieses Bundes an die Stätte setzen, wo sie ihn geschlossen, und versuchten zu diesem Zweck in die Rinde des dritten Baumes ein Herz zu schneiden, in dem die Buchstaben M. und N. in einander verschlungen zu sehen waren. Beide hatten sie nur ein ganz kleines, stumpfes Federmesser bei sich und daher gelang es nicht so schön, als sie sich's ausgedacht, und zuletzt sprang noch gar ein Stück der Rinde durch einen unvorsichtigen Schnitt heraus und nahm die Hälfte des M. und N. mit sich, so daß andere Augen nie hätten erkennen können, was die Striche, die noch zu sehen waren, vorstellen sollten. Aber die beiden Freundinnen trösteten sich damit, daß sie den Sinn dieser

Zeichen verstanden, und daß es eigentlich noch hübscher sei, wenn kein anderer Mensch sie lesen könnte. Sie beschloffen aber noch ein besseres Denkmal den so herrlichen „Strandtagen“ zu setzen, nämlich miteinander ein größeres Gedicht zu verfertigen, das diese Zeit besingen sollte. Sie wollten zu diesem Zweck ungestört zusammenkommen. Jede sollte einen Teil zuerst für sich allein dichten, dann wollten sie sich das Fertige vorlesen und noch gemeinsam einen Schluß dazu machen. Sie waren ganz begeistert von diesem Gedanken und wollten gleich anfangen, aber da rief ihnen die Mutter zu, rasch zum Abendessen zu kommen, und sie sprangen Hand in Hand der Mühle zu.

„O, könnten wir doch schon morgen oder übermorgen unser Gedicht machen, solange wir noch alles frisch im Gedächtnis haben!“ sagte Kelly.

„Ja, das wäre notwendig“, meinte Martha, „aber in diesen Tagen kommen wir gewiß nicht nach Abbiser und ihr nicht zu uns.“

„Das ist wahr, leider!“ bestätigte Kelly bedauernd.

„Aber am Ende könnten wir zwei uns doch auf irgendeine Weise sehen, Martha. Wir sind ja jetzt Lebensfreundinnen, da können wir am Ende irgendetwas Großes zusammen ausführen — oder für einander! — ich glaube, so was geschieht immer bei großen Freundschaften.“

„Ja was denn?“ fragte Martha voll Interesse, „ich möchte gern was Großes ausführen.“

Nelly dachte ein Weilchen nach, dann rief sie erfreut: „Nichtig, das wäre herrlich! und so poetisch und interessant!“

„Was denn! was denn?“ fragte die andere eifrig.

„Was meinst du, wenn wir uns verabredeten, an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde uns auf halbem Wege zwischen Abbiser und Grenholm zu treffen und dort im Walde uns das Gedicht vorzulesen und es zusammen zu beendigen? das wäre doch wunderbar schön, nicht wahr?“

„Ja, das schon“, sagte Martha, „aber ich bin nicht sicher, daß Mama mir das erlauben würde. Es sind doch immer drei Berst allein zu gehen und zurück ebensoviel, ich weiß nicht, ob sie es gern sähe.“

„O, gewiß wird man es uns erlauben“, sagte Nelly mit Zuversicht. „Weißt du, wir wollen es jetzt vorläufig noch keinem sagen, sondern jede von uns macht sich nur gleich fleißig ans Dichten, sobald wir zuhause sind, und schreibt alles auf. Und wenn der bestimmte Tag da ist, bestürmen wir, kurz vor dem wir weggehen müssen, unsere Mamas. Wenn sie denkt, die andere Mama hat es doch am Ende ihrer Tochter erlaubt und die ist nun unterwegs, so ist sie gewiß so herzensgut, es zu erlauben, verlaß dich darauf. Mein Plan ist doch sehr klug und kann nicht fehlen.“

Martha stimmte dem bei, obwohl mit einem etwas

beunruhigten Gewissen, denn sie war an eine absolute Offenheit gegen ihre Mutter gewöhnt, und so lange absichtlich mit ihrem Plan hinterm Berg zu halten, schien ihr nicht recht. Doch ließ sie sich von Kelly dazu bereden und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß sie ja zur rechten Zeit alles der Mutter sagen würde, also nichts Unrechtes begehe. Sie verabredeten nun für übermorgen Nachmittag das Stelldichein im Walde, unter den zwei riesengroßen Tannen an der Grenze, die Tristan und Isolde hießen; man wußte nicht, wer sie so getauft hatte, aber das war ihr Name. Dieser Punkt war genau auf halbem Wege zwischen den beiden Gütern.

Am nächsten Morgen wurde früh zum Aufbruch geblasen. Alles Gepäck wurde wieder ein- und aufgepackt, und die Karawane setzte sich in Bewegung. In Karrupöh hielt man abermals Mittagssrast und die Kinder versäumten nicht, dem Obstgarten die Aufmerksamkeit eines längeren Besuches zu erweisen. Dann ging es munter weiter, und je näher man Grenholm kam, desto mehr freuten sich die Kinder darauf; es war, als seien sie wochenlang vom Hause fort gewesen und könnten es schwer erwarten, den lieben Ort wiederzusehn und sich zu überzeugen, daß alles noch auf dem alten Fleck stehe.

Sechzehntes Kapitel.

Wie es Martha auf dem „Freundschaftsgang“ erging.

Martha war am Abend nach der langen Fahrt so ermüdet gewesen, daß sie sofort einschlief und ihre Absicht nicht ausführen konnte, schon gleich am ersten Abend das Gedicht zu beginnen. Um so eifriger machte sie sich am nächsten Morgen ans Werk. Noch nie hatte sie sich so langsam angekleidet, denn sie blieb immer wieder wie verzaubert mitten in irgendeiner Thätigkeit stehen, blickte tief-sinnig vor sich hin und vergaß alles um sich her. Ihr ganzer Sinn war bei dem Gedicht, und richtig hatte sie nach vielem Grübeln und Suchen den ersten Vers zustande gebracht, er lautete:

Du schöne Lörrommühle
Ich singe dir ein Lied,
Seit ich in Morgenkühle
Voll Wehmut von dir schied.“

Der Anfang gefiel Martha ganz ausnehmend und sie

sagte ihn sich jetzt bald laut bald leise, mit wechselnder Betonung auf. Schließlich holte sie das Notizbuch hervor und schrieb ihn auf.

„Martha, Martha! wo steckst du“, ertönte es von der Treppe herauf, „alle haben schon Kaffee getrunken und der Morgensegen soll gehalten werden, komm schnell herunter.“

Martha beendigte rasch ihre Toilette und stürzte hinter, sie kam gerade zur rechten Zeit, um dem Morgensegen beizuwohnen, aber was gelesen wurde, davon hatte sie keine Ahnung, in ihren Gedanken tönten immer die Worte:

Seit ich in Morgenkühle
Voll Wehmut von dir schied.

und dann tauchte der Anfang einer zweiten Strophe in ihr auf und sie suchte nach Reimen und entsprechenden Gedanken.

Sobald sie hinausschlüpfen und in den nahen Park gelangen konnte, zog sie sich mit Notizbuch und Bleistift dahin zurück. Den ganzen Tag über blieb Martha wie in einem Traumleben; die ungewohnte Dichterarbeit nahm alle ihre Gedanken gefangen. Nach vielem Kopferbrechen hatte sie bis gegen Abend folgende Verse hinzugemacht:

„Die Tannen rauschen schaurig
Mit ihrem grünen Bart,
Das Meer erglänzet traurig
Bei unsrer Abschiedsfahrt.“

„Ich fühl die Thränen fließen,
 Um dich, du schönster Strand
 Ich muß dich immer grüßen,
 Wo ich die Freundin fand.“

Diese Strophe kam Martha so rührend vor, daß sie weinen mußte. Dann sang sie die Verse nach der Melodie „In einem kühlen Grunde“ und durchwanderte die einsamsten Pfade des Parkes auf und nieder, ihr neues Lied mit viel Ausdruck singend. Sie konnte es kaum erwarten, ihren neuerrungenen Schatz mit der Freundin zu teilen, und zählte die Stunden bis zum folgenden Nachmittag, den sie für ihren romantischen Gang an die Grenze von Grenholm und Abbiser festgesetzt hatten. Am nächsten Tage lag ein Druck auf Marthas Seele. Sie spähte immerfort nach einem passenden Augenblick, um der Mutter ihre Bitte vorzutragen, aber der wollte sich nicht finden. Heute war die Mama mehr als sonst in Anspruch genommen und immer stand schon jemand da, der sie dringend sprechen mußte. Es kam Martha wie ein Unrecht vor, daß sie diesen großen Plan so lange mit sich herumgetragen, ohne der Mutter etwas davon zu sagen, und das raubte ihr den frischen Mut, wie sonst wohl einfach mit ihrem Anliegen vor die Mutter zu treten, sie meinte, sie müsse einen ganz besonders günstigen Moment dazu abwarten, und der stellte sich eben nicht ein. So kam der Mittag heran und eine Stunde danach mußte sie aus-

wandern, wenn sie zur verabredeten Zeit unter den Bäumen Tristan und Isolde sein wollte.

Als man vom Mittag aufgestanden war, nahm Martha ihren Mut zusammen und wollte gerade auf die Mama zugehen, als der Vater ein paar Worte zur Mutter sagte, ihr seinen Arm bot, und nun beide Eltern in eifrigem Gespräch sich entfernten und in der schattigen Lindenallee auf- und niedergingen. Martha wußte, daß sie jetzt eben die Eltern nicht stören dürfe und konnte also ihre Bitte nicht vorbringen. Sie lief in ihrer Ungeduld und Unruhe in den Park an die Stelle, wo sie gestern so eifrig gedichtet hatte, „wenn ich von dort zurückkehre, werden Papa und Mama ihr Gespräch beendet haben“, dachte sie, „und dann kann ich Mama um Erlaubnis bitten, es ist ja hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg mache.“

Sie spazierte mit unruhigem Gemüt an die Lieblingsstelle, dort setzte sie sich einen Augenblick hin und dann trat sie den Rückweg an. Als sie aus dem Park auf einen freien Punkt hervortrat, von dem aus man das Haus und die Anfahrt übersehen konnte, jedoch durch den Fluß davon getrennt war, blieb sie wie angewurzelt stehen, denn sie sah gerade eben beide Eltern in den leichten Gig steigen und gleich darauf nach der entgegengesetzten Seite fahren. In atemloser Eile lief sie dem Hause zu und rief Axel schon von weitem zu: „Wo sind Papa und Mama hingefahren?“

„Nach der Arromühle, dort soll es brennen, und ein Mann ist schwer beschädigt, darum fuhr Mama mit“, war die Antwort.

„Wie lange bleiben sie wohl fort?“ fragte Martha.

„Drei Stunden gewiß“, meinte Axel „die Fahrt allein dauert je eine Stunde.“

Martha stand da wie vernichtet; was sollte sie nun thun? Die Rückkehr der Mutter konnte sie nicht erst abwarten, wenn sie ihr Vorhaben ausführen wollte, und jetzt eben trat Nelly, der Verabredung gemäß, wohl ihren Gang an. Martha überlegte rasch, ob sie jemand anders um Erlaubnis zu ihrem Gang bitten könne, aber die liebe Tante Tali, die Bizemama, war ja weit weg, Anissia Petrowna, das wußte sie, würde es ihr nicht erlauben, und Herr Brenner?

„Wo ist Herr Brenner?“ fragte sie Axel.

„Ich sah ihn vor einiger Zeit nach der Richtung gehen“, erwiderte Axel und zeigte auf den Waldweg hin, der nach Abbiser führte.

Martha lief, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, dem Walde zu. „Herr Brenner wird es mir erlauben! Er ist selbst auf dem Wege, ich komme auf die Art, ohne Zeit zu verlieren, noch richtig bei den Grenzbäumen an“, so ging es ohne genauere Überlegung durch ihren Kopf, während sie in raschem Lauf dem Walde zueilte.

Als der Weg nun in den Wald einmündete, blieb Martha stehen, hier gab es noch andere Wege, als den einen nach Abbiser, welchen mochte Herr Brenner wohl eingeschlagen haben? Martha rief seinen Namen so laut sie konnte, aber niemand antwortete.

Nun ging sie auf dem Wege nach Abbiser weiter, immer in der Hoffnung Herrn Brenner einzuholen, aber er war nicht zu sehen.

„Nun bin ich schon so weit gegangen“, dachte Martha, „fast den halben Weg bis zur Grenze, jetzt ist es das klügste, ich gehe schnell bis dorthin, spreche da Nelly und kehre dann rasch zurück; ehe Mama zuhause ist, bin ich wieder da und erzähle ihr dann alles wie es gekommen.“

Nun schritt sie wacker vorwärts und war ziemlich bald am festgesetzten Punkt angelangt, aber Nelly war nicht da. Martha rief Nellys Namen in den Wald hinein und es schien ihr, als antworte jemand, doch konnte es auch ein Bauernkind sein, das im Walde sang oder rief.

Martha ging Nelly entgegen, über die Grenze hinaus, immer weiter, immer weiter. „Bin ich nun schon so weit, so ist es klüger vorwärts zu gehen, um desto früher mit Nelly zusammenzukommen, ich erzähle es ja alles nachher Mama, wie es so gekommen.“

Plötzlich vernahm sie in nächster Nähe einen kurzen, eigentümlichen Pfiff und etwas wie Schellengeklingel. Sie blickte nach der Richtung und gewahrte in einem Hohlweg,

der hier auf die große Straße mündete, einen bepacten Wagen, um den herum sich mehrere Leute von unheimlichen Aussehen bewegten. Sie erkannte, daß es eine herumziehende Zigeunerbande sein müsse, wie sie solche hier und da an der Landstraße hatte lagern gesehen; damals erschien ihr der Anblick ganz lustig, jetzt aber verging ihr der Atem vor Schreck und Furcht, sie beschleunigte ihre Schritte, um die unheimliche Gesellschaft nur recht bald aus den Augen zu verlieren.

Sie war aber nicht weit gegangen, als plötzlich ein zerlumptes, böse aussehendes Weib, die offenbar einen kürzeren Weg durch den Wald eingeschlagen hatte, ihr in den Weg trat, und sie in dreister, fast höhnischer Weise anbettelte. Gleich darauf kam ein etwa dreizehnjähriger Bube zwischen den Bäumen hervor und unterstüzte seine Mutter.

Martha wußte kaum was sie that und redete: leichenblaß und mit zitternden Knien suchte sie an dem frechen Weib, das sie ein paar Mal am Arm angefaßt hatte, vorüberzukommen, aber diese blieb ihr stets zur Seite und schien Marthas angstvolle Versicherung: „sie habe kein Geld bei sich, sie könne ihr nichts geben“, gar nicht zu hören.

„Du kannst mir schon was geben, kleines Fräulein“ — sagte sie mit widerlicher Zudringlichkeit und faßte Marthas buntgestickte Schürze an, die sie letzten Weihnachten von

der lieben Tante bekommen, welche sie selbst gestickt hatte. „Diese Schürze kann meine Tochter ebenso gut brauchen wie du. Wart, ich will dir helfen sie abzunehmen!“ und damit griff sie nach dem Schürzenband und wollte es eben losbinden, Martha hielt es mit beiden Händen fest und wollte davon laufen.

„Papa! Mama!“ schrie sie aus Leibeskräften und gleich darauf: „Lieber Gott, hilf mir! Lieber Gott, hilf mir.“

Im selben Augenblick riß der Junge Martha ihren Strohhut vom Kopf und rief dabei mit häßlichem Lachen:

„Danke schön, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihren Hut meiner Schwester schenken wollen“ und damit sprang er mit seiner Beute in den Wald zurück. Martha fühlte im gleichen Augenblick einen festen Griff von der Hand des Weibes, die mit ihrer Rechten Marthas beide Hände zusammenfaßte während sie mit der Linken ihr die Schürze abriß. Ein lauter Hilferuf von Martha erschallte nochmals, und jetzt vernahm man deutlich das Rollen eines Wagens und dazwischen helles Schellengeklingel.

Das Bettelweib schien den Ton früher vernommen zu haben als die arme, vor Aufregung wie gelähmte Martha, denn mit ein paar Säßen sprang sie von der Landstraße in den Wald zurück, wo sie bald verschwunden war; im nächsten Augenblick vernahm Martha ein naheß Wagengerassel wie von einem einfachen Bauernwagen, das sich rasch in der Richtung des Hohlwegs entfernte. Das

Schellengeläut und Wagengerassel, das das Weib in die Flucht geschlagen, kam nun rasch näher.

Martha fiel im weichen Moos neben dem Weg auf ihre Knie und dankte dem lieben Gott aus tiefstem Herzen für ihre Errettung, dann brach sie in ein heftiges Weinen aus und hatte sich noch nicht zu fassen vermocht, als bereits der Wagen herankam und plötzlich anhält.

„Martha! wie kommst du hierher? gutes Kind, was ist dir zugestoßen?“ rief eine wohlbekannte Stimme, und im nächsten Augenblick war Onkel Fritz aus dem Wagen gesprungen und schloß sein schluchzendes Nischtchen ganz väterlich in die Arme.

Martha konnte anfangs kaum ein Wort hervorbringen; Onkel Fritz hob sie in den Wagen, ließ sie zuerst noch etwas weinen, dann aber richtete er die eine und die andere Frage an sie und hatte allmählig, wenn auch bruchstückweise, die ganze Geschichte des romantischen Spaziergangs mit seinem Schreckensende herausgebracht.

„Nun, ich werde dich nicht schelten, Marcibillchen,“ sagte Onkel Fritz liebevoll, „du hast für deine Thorheit eine ernste Lehre gehabt. Jetzt aber kann ich dir nicht anders helfen, als indem ich dich bis Abbiser mitnehme, dich dort absetze und Onkel Warmberg bitte, dich irgendwie nach Grenholm zu spedieren. Ich selbst darf mich nicht mehr aufhalten, denn ich muß als Hafenrichter (ein Gerichtsposten) so rasch als möglich auf die Eisenbahn-

Station, um den nächsten Zug noch zu benutzen. Die Gaunerfamilie aber soll mir nicht so durch die Lappen gehen, auf die habe ich schon lange gefahndet, denn man hat sie stark im Verdacht, ein paar schlimme Raubanfänge ausgeführt zu haben, konnte ihnen aber nichts beweisen. Deine Schürze bekommst du wohl wieder, ob du aber noch Lust haben wirst, deinen Hut zu tragen, nachdem er auf dem Kopf des Zigeunermädels geprangt hat, das glaub' ich weniger.“

Martha saß immer noch zitternd neben Onkel Fritz, mit dickverweinten Augen, ohne Hut, ohne Schürze, mit zerwühltem Haar und bestaubten Schuhen und Strümpfen saß sie da, ein wahres Jammerbild, als sie nun in den Hof von Abbiser einfuhren.

Auf der großen Freitreppe saß eine zahlreiche, festlich gekleidete Gesellschaft beisammen und nicht wenig erstaunte man, als Onkel Fritz die arme Martha in dem oben geschilderten Aufzug aus dem Wagen hob, in Kürze den Verlauf des Abenteuers erzählte, um freundliche Rücksendung seiner Nichte bat, sowie Anordnung traf, um der Vagabundenfamilie habhaft zu werden, dann aber mit einer Bitte um Entschuldigung sich rasch wieder in seinen Wagen schwang und nun die Pferde in vollen Galopp setzte, um die versäumte Zeit wieder einzuholen.

Da stand nun die arme Martha in der peinlichsten und ungemütlichsten Lage, die sie sich denken konnte. Es

war eben eine Familie zum Besuch in Abbiser, die nur höchst selten hinkam und die Martha garnicht kannte. Die freundliche Hausfrau nahm das arme Kind gleich bei der Hand und führte es ins Haus. Hier fing Martha wieder bitterlich an zu weinen. Voll Mitleid suchte Frau v. Warmberg sie zu beruhigen, brachte ihr ein Glas Zuckerwasser, ließ sie ein Paar frische Strümpfe und Schuhe sowie eine saubere Schürze von Nelly anziehen, auch einen Hut von der Freundin aufsetzen; währenddessen beruhigte sich Martha auch wirklich und wagte es nun, zu fragen, ob man sie wohl nachhause schicken würde?

„Jawohl, jawohl, dafür wird schon gesorgt werden“, beruhigte die freundliche Frau v. Warmberg, „geh nur jetzt in den Garten zur Schaukel, da findest du die Kinder und amüsiere dich mit ihnen, bis du gerufen wirst zum Heimfahren.“

Martha folgte der Weisung. Als sie sich der Schaukel näherte, wo die Warmberg'schen Kinder mit ihrem Besuch sich die Zeit vertrieben, wurde sie zuerst von Nelly entdeckt, die ihr ganz erfreut und verwundert entgegenlief.

„Ach, das ist schön, Martha, daß ihr auch gekommen seid!“ rief sie ganz unbefangen.

Martha traute ihren Ohren nicht. Hatte die Freundin wirklich alles vergessen?

„Wer ist noch mit?“ fuhr Nelly fort.

„Ich bin allein“, sagte Martha fast feierlich, mit ge-

gepreßter Stimme, „ich kam zu Fuß, Räuber überfielen mich; Dunkel Fritz hat mich gerettet, er brachte mich her. Ich hielt mein Wort und kam zur Grenze; du warst nicht da, darum ging ich weiter dir entgegen“, fuhr Martha jetzt lebhafter fort, und es stieg etwas wie Zorn und Ent-rüstung in ihrem Herzen auf, daß sie so viel gewagt und ausgedacht, und die andere am Ende gar nicht an ihr Gelübde gedacht hatte und ruhig zuhause saß. „Warum kamst du denn nicht hin, Kelly?“ fragte sie jetzt, „wir hatten es doch abgemacht und du hattest die ganze Sache ausgedacht, und läßt mich allein alle Gefahr aushalten, und sitzt ruhig zuhause; pfui, schäme dich, das hätte ich nicht von dir erwartet!“ und damit kehrte sie der Freundin den Rücken und rannte, mit einem neuen Thränenstrom kämpfend, ins Haus zurück. Kelly holte sie bald ein und ergriff ihre Hand.

„Sei nicht böse! liebe Herzens-Martha, sei nicht böse! Ich habe gar nicht daran gedacht. Schon am Vormittag kam der Besuch und es war immerfort was los, so ist es mir nicht einmal in den Sinn gekommen, daß heute der verabredete Tag war. O, sei mir wieder gut und bleibe meine Freundin!“

Marthas Herz war wieder weich geworden, aber ganz veröhnt war sie noch nicht.

„Hast du denn wenigstens gedichtet?“ fragte sie mit vorwurfsvollem Ton, „das haben wir uns doch auch ver-sprochen an jenem Abend.“

„Nein, das hab' ich auch nicht“, antwortete Nellie kleinlaut, „aber das war gewiß nicht meine Schuld, Martha! Gestern früh als ich aufstand, hörte ich, daß meine Bessie während meiner Abwesenheit drei niedliche Kleine bekommen hat, und da hab' ich so viel mit ihnen zu thun gehabt, daß ich an nichts anderes denken konnte. Und dann am Nachmittag mußten wir alle helfen beim Erbsen kullstern (aushülfen), da hatte ich keine Zeit, und dann mußte ich schlafen gehen. Sei nicht böse! liebe gute Martha, ich hab' dich doch so lieb und wir sind ja Lebensfreundinnen, nicht wahr, wir bleiben es?!“

Damit schlang sie ihren Arm um Marthas Nacken und blickte sie bittend und freundlich an, daß diese nicht anders konnte, als wieder vollen Frieden zu schließen und ihr zu versichern, daß der Freundschaftsbund unverändert und fest bestehe und alles vergeben und vergessen sei. So kehrten sie dann einig, Hand in Hand zu den anderen Kindern zurück.

Bald hieß es, die Pferde seien vor, der Besuch wolle abfahren; der Papa der fremden Kinder hatte sich freundlich erboten, Martha mitzunehmen, da es ein unbedeutender Umweg für sie sei, in Grenholm einzufahren und das arme verlaufene Kind seinen Eltern abzuliefern.

Wie klopfte Marthas Herz, als sie in der fremden Equipage mit den unbekanntenen Menschen jetzt vor dem Elternhause vorfuhr, wo gerade die leichte Droschke vor

der Thür stand, in die der Vater steigen wollte, als er höchst verwundert die große Kutsche vorfahren sieht. Der fremde Herr, den Herr v. Gart übrigens schon am dritten Ort gesehen hatte, stieg aus und half nun auch Martha aus dem Wagen, sie mit ein paar erklärenden Worten dem Vater zuführend. Dieser war eben im Begriff gewesen selbst auszufahren, um sein verschwundenes Kind zu suchen, das man schon eine Stunde lang in wachsender Angst und Besorgnis überall gesucht hatte, im Park, am Fluß, im Walde, alles umsonst. Zuletzt beschloß der Vater sie auf dem Wege nach Abbiser zu suchen, während andere Leute nach der anderen Richtung auszogen.

Die Eltern sahen bald, wie reuig und betrübt Martha über den ganzen Vorfall war, und gewährten ihr gern die Vergebung, um die sie sie mit heißen Thränen bat, auch sahen sie, wie erschüttert und bestraft sie durch die ausgestandene Angst war, und strasten sie nicht weiter, sondern dankten Gott von Herzen, daß sie ihr Kind gesund wieder hatten und das fatale Abenteuer noch ein so günstiges Ende genommen.

Martha mußte gleich zu Bett, denn es war mittlerweile Abend geworden, und nach all den Aufregungen und Strapazen dieses Tages war es ein so köstliches Gefühl, sicher unter dem elterlichen Dach im weichen Bett zu liegen und der Vergebung der Eltern und des lieben Gottes im Herzen gewiß zu sein, daß Martha behaglich die Augen

schloß und im nächsten Augenblick süß und fest eingeschlafen war und es nicht einmal merkte, daß die Mutter kurz darauf an ihrem Bett niederkniete und einen innigen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Giftsame geht auf.

Die letzte Ferienwoche, welche jetzt noch vor den Kindern lag, zeichnete sich durch ganz besonders schönes Wetter aus und dieses wurde denn auch genügend ausgenutzt. Besonders eifrig waren die Kinder in letzter Zeit bei einem Spiel gewesen, „Räuber und Wanderer“ geheißen, an dem auch noch die Söhne des Verwalters teilnahmen, um die Bande der Räuber und die Schar der Wanderer zu verstärken. Es kam hierbei darauf an, daß die Wanderer ein festgesetztes Ziel, ohne von den Räubern angehalten zu werden, erreichten, und da es stets der Ehrgeiz der Knaben war, Anführer der Räuberbande zu sein, hatten sie unter sich das Gesetz festgestellt, daß derjenige von den Wanderern, welcher am ersten das Ziel erreichte, beim nächsten Spiel Räuberhauptmann sein solle. Alfred und Gennaro waren schon mehrmals bei diesem Spiel in heftigen Streit geraten, und seit längerer Zeit hatte sich in beider Knaben

Herzen eine gereizte Stimmung gegen einander festgesetzt, die Agels freundliche Vermittelung nicht zu beseitigen vermochte. Gennaros südländischer, von Natur zur Rachgier gereizter Charakter trat mehr als einmal in erschreckender Weise zutage, er konnte im Zorn und Ärger Dinge thun und sagen, von denen er wußte, daß sie Alfred Schmerzen oder ärgern würden. Sie verfehlten auch nie diese Wirkung und hatten bei Alfred zur Folge, daß sich ein Gefühl der Verachtung gegen Gennaro in den Ärger über ihn mischte, und in solcher Anwendung konnte Alfred dann einen hochfahrenden, verletzenden Ton gegen den fremden Jungen annehmen, der nur immer wieder Öl ins Feuer goß.

Eines Tages hatten sie mehrere Partien Räuber und Wanderer gespielt und die zwei Kampfhähne waren etliche Mal an einander geraten. Jetzt war die letzte Partie begonnen, Gennaro und Alfred gehörten beide zu den Wanderern und es kam jetzt darauf an, wer von ihnen zuerst am Ziel ankäme, um morgen bei der ersten Partie Räuberhauptmann zu sein. Man mußte auf Schleichwegen das Ziel erreichen, um den spähenden Räubern nicht in die Hände zu fallen. Das Ziel war ein großer Steinblock im Park; er wäre rasch zu erreichen gewesen, wenn nicht der Fluß diesen Teil des Parkes abgeschlossen hätte, die Brücke aber lag ziemlich weit weg. Eine frühere Bade-
stelle, deren schlüpfrige Einfassungsbalken bei dem jetzigen

niedrigen Wasserstände über der Oberfläche des Wassers lagen, war von den Kindern öfter als Übergang benutzt worden, um den Weg zu jenem Teil des Parkes abzukürzen, aber nachdem eines der Kinder bei solcher Balancierprobe einmal ein unfreiwilliges Bad genommen, hatte die Mutter diese Übergänge ein für allemal ganz untersagt. So kam es denn, daß Alfred, an der Stelle vorüber-schleichend, nur einen bedauernden Seitenblick auf den glatten runden Balken warf und ohne Aufenthalt nach der Brücke zu weitereilte. Ein paar Augenblicke später kam Gennaro an die gleiche Stelle und sah, daß Alfred bereits einen ziemlichen Vorsprung vor ihm hatte. Das ging ihm wie ein Stich durchs Herz.

„Er soll nicht vor mir da sein!“ murmelte er und seine schwarzen Augen funkelten, „es sei wie es wolle, ich muß und will gewinnen.“

Er wandte seine Blicke seitwärts und sah die Balken, mit grünem Tang bezogen, über der Wasserfläche liegen. Wie eine wilde Kaze auf ihren Raub, sprang er in ein paar Sätzen ans Ufer. Dort schaute er sich nach allen Seiten um, niemand war zu sehen, und mit einigen raschen Schritten über den verbotenen Steg war er am andern Ufer angelangt. Hier kroch er hinter den Büschen hin und hatte bald einen Vorsprung über Alfred erlangt, da dieser jetzt erst die Brücke passierte. Gennaro lief nun rasch darauf los und war bald am Ziel, wo er seine An-

kunft mit einem Triumphgeschrei ankündigte. Kurz darauf kam Alfred angerannt.

„Wie ist das möglich, daß du früher hier bist?“ rief er mit flammenden Augen, „ich hatte einen großen Vorsprung vor dir und bin doch eben erst über die Brücke gekommen, und der andere Weg ist ja doppelt so weit. Wie kann das sein?“ setzte er in heftigem Ton hinzu.

„Das geht dich nichts an“, war die ebenso heftige Antwort, „ich bin zuerst angekommen und führe morgen die Räuber an, basta!“

„Ich verlange zu wissen, auf welchem Wege du herkommst“ rief Alfred mit vor Zorn bebender Stimme, „es kann nicht mit rechten Dingen zugehen, denn ich laufe schneller als du und bin die ganze Zeit scharf gelaufen. Jetzt antworte einfach: bist du über die Brücke gekommen oder über den Damm bei der Mühle? Du hast kein Recht morgen anzuführen, wenn du nicht klar und wahr auf diese Fragen antwortest.“

„Ich habe das Recht morgen anzuführen, denn ich war der erste hier;“ schrie Gennaro ihn an und es fehlte wenig, so wären die beiden Gegner handgemein geworden.

„Bist du ehrlich gewesen? Jetzt antworte kurz ‚ja‘ oder ‚nein‘“, herrschte Alfred ihn an, „bist du nicht über den Balken gelaufen, was uns doch verboten ist?“

Gennaro wandte ihm trotzig den Rücken.

„Ich lasse mich nicht anschreien wie einen Hund, du bist keiner Antwort wert.“

Inzwischen waren Axel und die andern Mitspielenden, durch den lauten Wortwechsel gelockt, auch herbeigekommen.

„Jungens, was giebt es?“ fragte er im Bewußtsein seiner Würde als der Älteste.

Alfred setzte ihm trotz seiner Aufregung kurz und klar die Sache auseinander. Axel wandte sich an Gennaro.

„Gennaro, antworte mir einfach auf die Frage: welchen Weg du einschlugst? Ich frage dich ja nicht im Zorn.“

Aber noch ehe Gennaro antwortete, hatte Alfred sich rasch niedergebückt, den einen Fuß Gennaros aufgehoben und einen Blick auf die Stiefel geworfen.

„Da habt ihr die Antwort!“ rief er triumphierend und setzte mit dem Ausdruck tiefster Verachtung hinzu: „Der grüne Tang an deinen Stiefeln redet wider dich, du ehrloser Betrüger!“ und ihm den Rücken kehrend rief er ihm über die Schultern zu: „Italienischer Lump! ohne Ehrgefühl!“

Mit einem Satz hatte Gennaro ihn erreicht und warf ihn zu Boden. Aber im gleichen Augenblick sprangen auch die drei andern Knaben hinzu, packten den wütenden Gennaro an beiden Armen und befreiten Alfred nicht ohne Anstrengung von seinem Widersacher.

„Jungens, ihr habt beide unrecht!“ rief ihnen Axel

jetzt strenge zu. „Du, Gennaro, hast nicht ehrlich gehandelt, das weißt du selbst; aber du, Alfred, hast dich maßlos gehen lassen, schäme dich, einen Fremden, der bei uns Gastfreundschaft genießt, so zu behandeln! Das ist auch nicht ehrenhaft.“

Alfred, den die Aufregung blaß gemacht hatte, wurde blutrot bei diesen Worten und senkte einen Augenblick das Haupt.

„Jetzt sage ein jeder von euch einfach und ehrlich ‚ich habe unrecht gethan, es thut mir leid‘. — Jeder für sein Unrecht“ fuhr Axel mit Entschiedenheit fort, „so darf die Sache nicht bleiben unter uns.“

Keiner von den zweien rührte sich oder sagte nur ein Wort.

„Thut es, Jungens, ich bitte euch!“ drang Axel jetzt in herzgewinnender Weise in sie, dann flüsterte er Alfred ins Ohr: „Alfred, du hast ihn schwer beleidigt, du sollstest der erste sein, ‚noblesse oblige‘.“

Alfred that einen Schritt auf Gennaro zu, ohne ihn anzublicken streckte er ihm die Hand hin und murmelte: „Es thut mir leid, daß ich so heftig war.“

Gennaro legte zögernd seine zitternde Hand in die dargebotene Rechte, — er murmelte auch ein paar Worte, aber man konnte sie nicht verstehen.

Zu diesem Augenblick ertönte die Glocke zum Abendessen und im raschen Lauf eilten nun alle dem Hause

zu; Aysel war froh, daß dieser Abschluß der peinlichen Scene ein rasches Ende machte, doch hatte er die Empfindung, daß es nur eines geringfügigen Umstandes bedürfe, um einen neuen Ausbruch des Zornes zu veranlassen.

Achtzehntes Kapitel.

Wer Wind säet wird Sturm ernten.

Nach dem Abendessen mußten die Kinder sehr bald zu Bett; heute war Gennaro der erste, welcher gute Nacht sagte und sich in sein Stübchen zurückzog. Er verriegelte es von innen, um ungestört seinem nur mühsam zurückgedrängten Zorn freien Lauf zu lassen. Alles Gift des Mißtrauens, des gekränkten Stolzes und der Bitterkeit, das sich seit so langer Zeit in seiner Seele angesammelt, quoll jetzt gleichsam aus seinen Schlupfwinkeln hervor und überflutete alles Edlere und Bessere in seiner von Zorn und Haß umnachteten Seele. Einmal fiel sein Blick auf die Photographie der lieben Tante Tali, welche über seinem Bette hing, das ging ihm wie ein Stich durchs Herz, aber es brach die Macht des bösen Geistes nicht, der ihn beherrschte. Er nahm das Bild von der Wand ab und verschloß es in der Schublade des Tisches, es störte ihn.

Wie ein wildes Tier in seinem Käfig auf- und nieder-

rennt, so durchmaß Gennaro unanfsörlich den kleinen Raum seines Zimmers und brütete über zahllosen verschiedenen Plänen, was er jetzt thun wolle, um sich für die erfahrene Kränkung zu rächen „Italienischer Lump! Ehrloser!“ klang es immerfort in seinen Ohren, und das Zeugnis des eigenen Gewissens, daß er nicht ehrlich gehandelt, verschärfte nur den Stachel dieser Worte.

Endlich war es still im Hause geworden, alles schien zu schlafen. Gennaro hatte seinen Plan gefaßt. Er wollte fliehen, diese Nacht noch, denn es schien ihm nun klar und erwiesen, daß man es darauf ab sah, ihn zu kränken, um ihn hinauszutreiben, da wollte er auch keine Stunde länger die Gastfreundschaft eines solchen Hauses in Anspruch nehmen. Die Worte Zwans „Erst erziehen sie einen armen Jungen wie einen Baron und dann behandeln sie ihn wie einen Hund“, wiederholte er jetzt mit einer boshaften Freude immer wieder, sie schienen ihm der Inbegriff eines richtigen Urteils über seine Wohlthäter zu sein. Allemal, wenn ihm die Erinnerung an die viele Liebe, die er erfahren hatte, vor die Augen trat, schob er sie mit Gewalt zur Seite, aber die eine Wirkung hatten diese unwillkommenen Erinnerungen doch: er beschloß, keinen der wilden Pläne, die ihm zuerst durch den Kopf gefahren und wo Dold und Feuer eine Rolle gespielt hatten, auszuführen. Er wollte nur einfach fort, nichts mitnehmen als die Kleider, welche er anhatte, und seine Harmonika.

Nur Alfred sollte doch noch ein unangenehmes Andenken an den „italienischen Lump“ nachbehalten, diese Rache konnte er sich doch nicht versagen; er wußte auch schon, worin sie bestehen sollte.

An der Wand im Spielzimmer hing eine hübsche Schmetterlings- und Käferammlung in großem Glaskasten, die er in Gemeinschaft mit Alfred in früheren besseren Zeiten gesammelt und geordnet hatte. Es war Alfreds besondere Freude und Stolz. Diese wollte er vernichten, bevor er das Haus für immer verließ. Leise schlich er durch die dunklen Zimmer, die ihn vom Spielzimmer trennten, er kannte ja all' die Räume so gut und konnte sich auch ohne Licht zurechtfinden. Rasch war der Kasten von der Wand genommen und eilig kehrte er damit in sein Zimmer zurück. Die Kniee zitterten ihm, als er mit dem Raub in sein stilles Zimmer trat, das Herz zog sich schmerzhaft zusammen, aber vorwärts, vorwärts ging's auf der schlimmen Bahn, die er betreten hatte, ohne Besinnung, ohne Umkehr. Mit einem Griff hatte er all die zierlichen schönen Falter, an denen sie sich so oft erfreut hatten, zerstört, bald lag der ganze Inhalt wie ein widerlicher Haufen in dem leeren Kasten. Die Scheibe zertrümmerte er nun auch, aber der festgefügte Kasten widerstand seiner Zerstörungswut. Wohin mit den Trümmern? dachte er. „Unter dem Gerümpel auf dem Estrich nebenan ist es am besten plaziert“, dachte er und wollte es sofort ausführen,

denn jetzt litt es ihn nicht länger an diesem Ort, je eher je lieber wollte er ihn verlassen.

Den zertrümmerten Kasten in der einen Hand, die brennende Kerze in der anderen, begab er sich auf den nahen Boden, wo der eine Raum, „Madames Kumpelkammer“ genannt, unverschlossen war. Dort erblickte er einen Haufen zerbrochener Möbel in einem Winkel, da wollte er den Kasten verstecken. Rasch näherte er sich dem Ort, setzte das Licht auf den Boden und suchte jetzt leise den Kasten unter das alte Gerümpel zu schieben, was doch einige Augenblicke Zeit in Anspruch nahm.

Plötzlich leuchtete es wunderbar hell hinter ihm auf. Er wendet sich nach dem Licht um und sieht eine hohe Feuersäule an der Stelle aufflammen, wo er eben die Kerze hingestellt. Es hatte altes Berg und anderes leicht entzündliches Zeug dort auf einer Kiste gelegen, ein einziger Faden war der Flamme zu nahe gekommen, was er in seiner Aufregung nicht beachtet, und nun stand der ganze Haufen in Flammen. Der Schreck und das böse Gewissen raubten Gennaro im ersten Augenblick alle Überlegung und Besinnung. Wie angewurzelt stand er einen Moment da, mit weit aufgerissenen Augen, in starrem Entsetzen. Dies Böse hatte er nicht beabsichtigt, aber Böses, nur Böses hatte ihn hergeführt zu dieser Zeit mit dem Licht in der Hand, und nun, welch grauenvoller Ernst flammte ihm da entgegen! Wie geschäftig war der böse Feind ge-

wesen, das Körnchen seiner Rachethat zu einer furchtbaren Ernte, zu einem entsetzlichen Gericht werden zu lassen. Aber nicht lange dauerte diese Erstarrung des Knaben. Im nächsten Augenblick riß er sich die Jacke vom Leibe und suchte damit die Flamme zu ersticken. Vergebens! von allen Seiten griff sie um sich mit rasender Geschwindigkeit, versengte Gennaro die Wimpern und Augenbrauen und brachte ihm an Händen und Armen Wunden bei — er fühlte nichts davon — wie ein Unsinniger mühte er sich mit seinem Körper die Flamme zu löschen und rief nun aus vollem Halse um Hilfe, aber der Ort war so abgelegen, niemand vernahm dies Rufen. Schon halb betäubt von Rauch und bedeckt mit Brandwunden stürzte der unglückliche Knabe nun der Thür zu, die er aber beim Eintreten von innen verriegelt hatte, um nicht ertappt zu werden, was er jetzt nicht mehr wußte und daher vergebens in der Verzweiflung daran rüttelte und dabei ein markerschütterndes Geschrei erhob. Jetzt hörte man außen den Ruf „Feuer, Feuer!“ Eilige Schritte kamen die Treppe herauf, ein vergebliches Rütteln an der festen Thür, dann aber ein wuchtiger Schlag gegen dieselbe, der rostige Haken gab nach, die ganze morsche Thür war eingedrückt, besinnungslos lag Gennaro am Boden und Alfred war es, der ihn mit Gefahr des eigenen Lebens aus dem nun schon in vollen Flammen stehenden Raum hervorzog und jetzt mit Hilfe anderer herbeigeeilter Leute die leblose Gestalt

die Treppen hinabtrug, über den Hof fort, bis in die entlegene Wohnung des Verwalters.

Nun folgte eine Nacht der schrecklichsten Angst und Aufregung, der entsetzlichsten Eindrücke, die allen, welche sie erleben mußten, bis in die spätesten Jahre unauslöschlich eingegraben blieben.

Als der Morgen dämmerte, ruhte die Löschmannschaft, welche die ganze Nacht hindurch mit aufopfernder Hingebung thätig gewesen war. Nicht nur alle männlichen Bewohner Grenholms und der zugehörigen Dörfer waren auf der Brandstätte thätig, auch von Abbiser kam der Hausherr mit seiner Feuerspritze und starkem Gefolge angesprengt und Dunkel Fritz ebenfalls von der anderen Seite.

Dieser treuen Hilfe hatte man es zu verdanken, daß nicht das ganze Wohnhaus niedergebrannt war, sondern nur der eine Flügel, in dem die Wirtschaftsräume und einige Gastzimmer gelegen waren. Auch war es den vereinten Kräften gelungen die nahen Ökonomiegebäude durch unaufhörliches Bespritzen zu schützen. Als jetzt die aufgehende Sonne die Brandstätte beleuchtete, erteilte Herr v. Gart der Mannschaft den Befehl die Arbeit einzustellen; nur hier und da mußte noch eine Spritze die rauchenden Trümmer begießen, damit nicht eine verborgen glimmende Stelle wieder zu heller Lohe aufflamme. Als alle Leute sich entfernt hatten, blieb der Hausherr noch einige Augenblicke stehen, schaute um sich auf die rings unversehrt da-

stehenden Gebäude, auf das zum größten Teil noch erhaltene Wohnhaus, dann nahm er seinen Hut ab, faltete die Hände und blickte mit feuchtem Auge gen Himmel empor und seine Lippen bewegten sich leise. Mit langsamen Schritten, mit ernstem, aber hellblickendem Auge näherte er sich jetzt der Veranda, wo Frau v. Gart für die erschöpften Herren einen warmen Kaffee bereitet hatte, während die andere Hilfsmannschaft in des Verwalters Wohnung bewirtet und erquickt wurde.

„Was macht Gennaro?“ war des Hausherrn erste Frage, als er jetzt auf die Veranda trat.

„Ich habe ihn wieder ins Haus transportieren lassen, seit das Feuer gelöscht ist“, antwortete Frau v. Gart, „der arme Junge ist in einem schrecklichen Zustand! Wir haben alles angewandt, was in solchen Fällen verordnet wird; Gott helfe in Gnaden, daß er es aushalten kann und uns erhalten bleibt, der liebe Junge!“ fuhr sie fort und die Thränen liefen ihr über die Wangen. „Es ist gewiß ein so schwerer Fall, daß es fraglich ist, ob der Körper diese Leiden ertragen kann, ich habe gleich nach dem Arzt geschickt, er kommt gewiß bald. Bis jetzt ist der arme Junge augenscheinlich nicht bei Bewußtsein, er hat kein Wort gesprochen, nur gestöhnt.“

„Und was macht unser Alfred?“ fragte der Vater weiter.

„Er hat mehrere Brandwunden an den Händen und

ist offenbar durch die heftige Gemütsbewegung sehr erschüttert“, berichtete die Mutter, „ich habe ihn auch als Patient ins Bett gesteckt.“

„Ist sonst niemandem was geschehen?“

„Nein, Gott sei Lob und Dank! Die Leute haben so treu geholfen! Gott vergelte es ihnen!“

Wie war aber Alfred zu jener späten Nachtstunde an die Unglücksstätte gekommen? möchten wir fragen. Sehr einfach war das zugegangen. Er hatte keine Ruhe gefunden, als er sich zu Bette gelegt, er fühlte es deutlich, daß Gennaro mit unversöhntem Herzen seine Hand in die seinige gelegt hatte. Lange hatte Alfred gekämpft, aber schließlich konnte er dem Drang seines rechtschaffenen Herzens und der Stimme seines christlichen Gewissens nicht widerstehen. „Er ist der Fremdling und wir sind die Gastfreunde“, sagte er zu sich, „es war gemein von mir, daß ich das nicht bedachte und ihn so tödlich kränkte, wenn auch seine Handlungsweise nicht ehrlich war. Ich muß es wieder ganz gut machen“, sagte er zu sich, kleidete sich wieder an und war entschlossen, nicht eher zu Bett zu gehen, als bis er in vollem Frieden mit dem Freunde stehe. Als er den Feuerschein durch die Dachlücken erblickte und das Geschrei Gennaros hörte, hatte er sofort überall, wo er vorbei kam, Lärm geschlagen und auch an die Thür des elterlichen Zimmers geklopft und die Schreckensbotschaft hineingerufen. Dann stürzte er atemlos die Treppen

hinauf, und als er die alte Thür geschlossen fand, verlieh die Todesangst ihm Riesenkräfte, mit einem schweren Holz, das er dort fand, schlug er mit voller Wucht gegen die alte Thür und sie gab zum Glück nach. Was weiter erfolgte, haben wir gehört. Alfred lag nun selbst mit hohem Fieber und starken Schmerzen zu Bett und man vermied es, ihn viel zu fragen. Ihm war das doppelt lieb, denn ein dunkles Gefühl sagte ihm, es sei besser, wenn er es niemandem erzählte, daß die Thür von innen verschlossen war, als er an die Brandstätte kam.

Neunzehntes Kapitel.

Dunkle Zeiten auf Grenholm.

Nun folgte eine sorgenschwere Zeit für Frau v. Gart, da der Zustand beider Kranken viel Pflege und Sorgfalt erheischte. Alfred war zwar nicht lebensgefährlich krank, doch hatte er viel Schmerzen zu leiden und das hohe Fieber schwächte ihn sehr. Gennaros Zustand dagegen erklärte der Arzt für beinahe hoffnungslos. Viele Wochen lang schwebte er zwischen Tod und Leben und bedurfte unausgesetzter, hingebender Pflege. Der Arzt erklärte, daß er außer dem Leiden, das durch die Brandwunden verursacht war, noch eine Art Nervenfieber durchmache, welches ihn seit jener Schreckensnacht nicht mehr zu klarem Bewußtsein hatte kommen lassen. Allmählig schien eine Wendung zum Bessern eingetreten und der Verlauf der Heilung der Wunden befriedigte den Doktor. Er sagte, bei weniger sorgfältiger und guter Pflege wäre ein so

günstiger Verlauf undenkbar. In dieser Zeit zeigte sich Anissia Petrowna von einer so guten Seite, daß man ihr alle Anerkennung zollen mußte. Sie, die sonst immer ein unfreundliches Wesen gegen den fremden Knaben an den Tag gelegt hatte, war jetzt seine treueste und unermüdlische Pflegerin und Frau v. Gart bekannte offen, daß es Anissia Petrowna sei, der nächst Gottes gnädiger Hilfe der günstige Verlauf der Heilung zu danken sei. Madame Grünberg löste die Russin am Krankenbette ab, so oft sie konnte, doch war ihre Zeit durch ihr Amt zu sehr in Anspruch genommen, um dauernd beim Kranken auszuhalten. Frau v. Gart aber hatte durch die Pflege Alfreds und all' die anderen Anforderungen, die an sie kamen, mehr als genug zu thun und konnte die Pflege Gennaros nur überwachen. Auch bemerkte sie, als beim Kranken nach und nach auch das Bewußtsein zurückkehrte, daß allemal, wenn sie oder ihr Mann oder eines der Kinder bei ihm eintrat, eine Unruhe ihn überfiel, die ihn sehr zu quälen schien. Anissia Petrowna sagte, es ginge ihm dann nachher allemal weniger gut, und bat die Baronin, lieber nur dann ins Zimmer zu kommen, wenn der Kranke schlief, die Besuche der anderen Familienglieder aber vor der Hand einzustellen, bis die unerklärlichen Phantasien verschwunden seien, an denen der arme Junge offenbar leide, wobei er sich am meisten vor den Personen fürchte, die ihm sonst die liebsten seien.

Am Wiederaufbau des niedergebraunten Flügels wurde stark gearbeitet, doch war keine Aussicht vorhanden, ihn noch diesen Winter benutzen zu können.

Als Alfred genesen war, nahm das Schulleben so ziemlich seinen alten Gang an, aber der alte fröhliche Geist fehlte dabei, ein ernster, dunkler Schatten lag auf allem, und Gennaros lebhaftes, fröhliches Wesen fehlte bei allem. Die stets gleiche Sorge und Pflege lag wie ein Druck auf den Herzen.

Die dunkle Herbstzeit war eingerückt, aber diesmal brachte sie einen Lichtpunkt mit sich. Die Rückkehr Tante Talis sollte sie erhellen, und alt und jung blickte dem Tag mit freudiger Erwartung entgegen. Sie wäre am liebsten gleich nach Grenholm geeilt, als sie die schlimme Nachricht von dort erhielt, aber die übernommenen Pflichten hielten sie bei der alten Tante zurück, welche in Karlsbad erkrankt war und ihre Heimkehr noch hinausschieben mußte.

Jetzt aber endlich hatte Tante Tali sie wohlbehalten bis nach Dorpat geleitet und eilte nun selbst ohne Aufenthalt weiter in das Geschwisterhaus, mit dem sie mit allen Fasern ihres Herzens verwachsen war, und das in ihrer Abwesenheit so schwere Dinge hatte erleben müssen.

O, welche eine Freude war es doch für alle Bewohner Grenholms, als sie wieder da war und gleich in der ersten Stunde so zuhause und eingelebt, daß es ihr selbst und allen anderen war, als sei sie nie fortgewesen. Noch am

selben Abend besorgte sie in gewohnter Weise den Theetisch, und Herr v. Gart neckte seine Frau, sie sähe um viele Jahre jünger aus, da ihr getreuer Eckard wieder an der Theemaschine sitze.

„Ja, mir ist auch um ein gut Teil sorgenfreier zumut“, meinte Frau v. Gart, „das Öl in der Maschine ist wieder da“, sagte sie lächelnd zu ihrem Manne, „ich weiß, nun geht alles glatter und leichter; mir ist auch, als müßte Gennaros Zustand sich jetzt wesentlich bessern, wenn er seine Signora Natalia wieder hat. Heute darfst du noch nicht zu ihm, liebe Schwester, weil ihn das zur Nacht zu sehr aufregen würde, aber morgen natürlich. Ich hoffe, daß die unbegreifliche Angst und Unruhe, die über den armen Kranken kommt, allemal wenn einer von uns sich seinem Bett naht, sich nicht auch auf dich erstrecken wird. Zu erkennen scheint er einen jetzt wohl, aber er spricht kein Wort und macht jetzt eigentlich mehr den Eindruck eines Gemütskranken. Der Doktor meint auch, die furchtbare Angst und die Gemütsbewegungen, die der arme Junge ausgestanden, haben Geist und Seele zu sehr erschüttert, das könne nur ganz allmählig besser werden. Wir wissen ja nicht einmal, was er alles durchgemacht, ehe Alfred sein Hilferufen hörte und alle alarmierte und ihm zuhülfe eilte. Da Alfred schon alles auf dem Boden in hellen Flammen und dickem Qualm fand und Gennaro so verzweifelt schreien hörte, ist dieser der einzige, von dem

man einige Auskunft erhalten könnte, wie er eigentlich den Brand entdeckt hat, und über die wahrscheinliche Ursache desselben; aber bis jetzt ist es ja ganz unmöglich gewesen, auch nur das geringste von ihm zu erfahren. Der Arzt hat es auch außerdem streng verboten, ihn durch Fragen oder irgendetwas an die Katastrophe zu erinnern. So haben wir die Sache bisher auf sich beruhen lassen, denn alle angestellten Nachforschungen haben nichts erwiesen, was das Entstehen des Feuers erklären kann."

Zwanzigstes Kapitel. Wieder aufgenommen.

Als Tante Tali am nächsten Morgen sich bei Aniffia Petrowna erkundigte, wie Gennaro die Nacht verbracht habe und erfuhr, daß sie gut gewesen sei, begab sie sich ins Krankenzimmer. Sie konnte ihre Bewegung kaum gemeistern, als sie ihren Liebling, den sie gesund und voll Leben verlassen, nun so abgezehrt, kaum wiederzuerkennen, mit einem trüben, erloschenen Ausdruck in den schwarzen Augen, daliegen sah. Er hatte sie noch nicht bemerkt, und blickte starr vor sich hin. Sie setzte sich ans Fußende des Bettes, strich mit der Hand über die Decke und sagte mit ihrer freundlichen Stimme: „Buon giorno, Gennarino, ecco-mi, la Signora Natalia!“ (Guten Tag, Gennarino, da bin ich, die Signora Natalia.)

Wie von einem elektrischen Schlag berührt, fuhr der Kranke auf, beim Klang dieser lieben Stimme und seiner geliebten Muttersprache. Ein paar Augenblicke starrte er

sie an, als zweifle er an der Wirklichkeit dieser Erscheinung, sie streichelte ihn freundlich und redete ihm herzlich zu, durch Thränen lächelnd, da brach er plötzlich in einen Strom von Thränen aus, verbarg das Gesicht in den Kissen und weinte wie ein kleines Kind.

Tante Tali war das ganz lieb, sie wußte, daß ihm diese Thränen gut sein könnten. Sie fuhr fort, in seiner Sprache freundlich zu ihm zu reden und bemerkte, daß er allmählig ruhiger wurde. Eine Weile saß sie ganz still an seinem Bett und glaubte fast, er habe sich in Schlaf geweint, aber sie irrte sich. Gennaro erhob jetzt seinen Kopf und sagte mit schwacher, doch deutlicher Stimme und ganz verändertem Ausdruck im Gesicht:

„Signora Natalia — ich bin es nicht wert, daß Sie so gut gegen mich sind, und daß alle so gut sind. Das hat mich fast getötet, als ich aufwachte und merkte, wie liebevoll alle mit mir waren, und keiner von ihnen weiß, was für ein Junge ich bin. Sie müssen mich fortschicken, sobald ich auf den Füßen stehen kann, ich darf hier nicht bleiben“ fuhr er mit steigender Erregung fort, „aber jetzt sollen Sie wenigstens hören, was für ein schlechter Junge ich bin, mir kann niemand mehr vergeben, wenn er es weiß.“

„So ist es nicht, Gennaro, das weißt du“ sagte Tante Tali fest und doch freundlich, „du darfst nicht so reden, denn du weißt, daß kein Unrecht, keine Sünde, die ein Mensch bekennt und bereut, größer ist als Gottes Erbarmen.“

Aber daß du mir alles, was dein Herz und Gewissen bedrückt, offen bekennen sollst, ist in der Ordnung und ich bin bereit es anzuhören.“

Und nun legte Gennaro der mütterlichen Freundin ein offenes, rückhaltloses Bekenntnis ab von allem Unrecht, das sich in seinem Herzen angesammelt und dann zuletzt so schreckliche Folgen für ihn und seine Umgebung gehabt hatte. Er verhehlte und entschuldigte nichts, und während er sprach, kam mehr und mehr sein altes Wesen und die natürliche Lebhaftigkeit wieder über ihn.

Als er seinen Bericht beendet hatte, und die Tante ihn auf Gottes Vergebung um Jesu Christi willen hingewiesen, und sein zerbrochenes und tief gedemüthigtes Herz aufgerichtet und getröstet hatte, wurde der Kranke ganz ruhig und sank in die Kissen zurück mit einem Ausdruck großer Erleichterung. Aber nach einiger Zeit richtete er sich wieder auf und sagte hastig:

„Signora Natalia — ich muß es alles dem Baron sagen, ich muß es ihm selbst sagen, sonst finde ich keinen Frieden. Darf ich es jetzt gleich thun?“

Tante Tali hatte die Überzeugung, daß es das Beste sei, wenn Gennaro sein beschwertes Gemüth und Gewissen so bald als möglich erleichterte, und ging sofort zu ihrem Schwager, den sie in ein paar Worten auf die Sache vorbereitete und ihn darauf ins Krankenzimmer führte und mit Gennaro allein ließ.

Als Herr v. Gart nach einiger Zeit das Zimmer verließ, sah man es ihm an, daß er bewegt war. Er hatte während dieser ernstesten Unterredung den Knaben, der nun fast schon zwei Jahre unter seinem gastlichen Dache weilte, zum erstenmal etwas näher kennen gelernt, und der Inhalt seines demüthigen und tief reinigen Bekenntnisses hatte nicht verhindert, daß er ihn dabei recht von Herzen lieb gewann. Er versicherte ihn seiner Vergebung und sagte ihm, es würde niemand etwas von dem Inhalt seines Bekenntnisses jemals erfahren, und Gennaro solle sich nach wie vor als ein Glied seines Hauses ansehen, das von allen herzlich geliebt sei. Gennaro küßte die Hand seines Wohlthäters und heiße Thränen des Dankes fielen darauf nieder. Als Herr v. Gart sich zum Fortgehen anschickte, blickte der Kranke ihn so bittend an, daß er noch stehen blieb und ihn fragte: „Was hast du noch auf dem Herzen, mein Junge, sag es nur frei heraus.“

„Ich habe noch eine Bitte“; sagte Gennaro, „Sie möchten alles, was ich Ihnen gesagt habe, nicht ganz verschweigen, sondern es der Baronin, Herrn Brenner und den drei ältesten Kindern erzählen, ich könnte ihnen nicht ins Auge blicken, wenn ich's verheimlichen sollte.“

„Gut, mein lieber Junge, es soll geschehen“, erwiderte Herr v. Gart und legte seine Hand wie segnend auf des Knaben Haupt, dann verließ er mit freundlichem Kopfnicken das Zimmer. Es hatte ein solches Wohlwollen, ein

so väterlicher Ton in diesen letzten Worten und dem Abschiedsblick des Hausherrn gelegen, daß Gennaros Herz aufjauchzte vor Freude. Er faltete die Hände, und ein überströmendes Gefühl von all der Güte und Liebe, die er erfahren, wo er Zorn und Strafe verdient hatte, machte sich in einem innigen Dankgebet Luft — dann schlossen sich die Augenlider und in wenig Augenblicken war er fest eingeschlafen, erschöpft von all den starken Eindrücken und Gemütsbewegungen dieses Morgens.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Wandlungen.

Herr v. Gart hatte, Gennaros Wunsch gemäß, den Inhalt seines Bekenntnisses den von ihm bezeichneten Personen mitgeteilt und es nicht unterlassen hinzuzufügen, wie ihm der Knabe gerade jetzt besonders lieb geworden sei, und er der Zuversicht sei, daß ein braver, edler Charakter aus ihm werden könne, mit Gottes Hilfe.

Die Erzählung hatte auf alle einen tiefen Eindruck gemacht und herzliches Mitleid mit dem armen Gennaro, der so schwer gefehlt und so schwer gelitten hatte, war bei allen lebendig. Als der Vater geendigt, sprach niemand ein Wort, ein jeder war in seiner Art zu stark mit dem eben Gehörten beschäftigt. Plötzlich erhob sich Alfred und trat vor den Vater hin.

„Vater“, sagte er mit niedergeschlagenem Blicke, „ich bin an allem Schuld, ich fühl' es jetzt, ich trage die Hauptschuld an Gennaros Unrecht. Vergieb mir, Vater!

Ich will Gott bitten, mir zu vergeben und mir zu helfen, meine bösen Fehler zu bekämpfen. Ich habe ihn so oft gereizt und verächtlich behandelt, wenn ich mich über ihn ärgerte, und an jenem Abend, wo das Unglück geschah, weißt du ja aus Gennaros Erzählung, daß mein Benehmen ihn in diese maßlose Wut versetzt hatte. Mir that es wohl damals schon leid, ich wollte ja gerade zu ihm gehen, um mich mit ihm zu versöhnen, als ich den Brand entdeckte, und all die Zeit seitdem hatte ich keinen Frieden im Herzen, mir war immer als sei ich Schuld an Gennaros Tod, wenn er stirbe“ —

So weit hatte Alfred, wenn auch mit zitternder und oft stockender Stimme sprechen können, nun aber brach er plötzlich in Thränen aus und warf sich dem Vater in die Arme, sein Gesicht an dessen Brust verbergend.

Seit jenem tief bewegten Morgen, der für alle Beteiligten ein unvergeßlicher blieb, fing ein neues Leben an. In Gennaros Zustand war eine Krisis eingetreten, nach welcher er mit raschen Schritten der Genesung entgegenging, über die sich alle Hausgenossen herzlich freuten. Alfred war noch am Nachmittag des großen Versöhnungstages zu Gennaro gegangen, hatte ihm sein Unrecht abgebeten und war von Gennaro um Vergebung gebeten worden. Dieser hatte aus den wenigen Mittheilungen

Anissia Petrownas während seiner Krankheitszeit das eine erfahren, daß Alfred es gewesen, der ihn aus dem brennenden Raum gezogen mit eigener Lebensgefahr, und daß auch er lange krank gelegen an den Brandwunden, die er sich dabei geholt. Ein unbegrenztes Gefühl der Dankbarkeit, ja der Verehrung für den Gefährten, den er einst so gehaßt und dem er alles Böse hatte anthun wollen, erfüllte jetzt sein Herz; und Alfred seinerseits wollte alles thun, was in seinen Kräften stand, um dem wiedergeschenkten Freunde zu zeigen, wie lieb er ihn habe, und daß das ehrgeizige, hochmütige Wesen nie wieder einen Schatten auf ihr Verhältnis werfen würde. Er hatte den Feind in seiner Häßlichkeit erkannt und gelobte vor Gottes Angesicht ernstlich, ihm nie mehr seinen Willen zu lassen, sondern über ihn zu herrschen. Beiden Knaben merkte man es an, daß eine tiefe Wandlung in ihrem Innersten vorgegangen war, und die Eltern, sowie Tante Natalia lobten und dankten im stillen Kämmerlein dem treuen Vater im Himmel, der so das Böse sogar zu seinen Gnadenzwecken verwendet hatte.

Es dauerte nun nicht mehr lange, daß Gennaro das Bett und Zimmer verlassen und sich unter den anderen Hausgenossen aufhalten durfte. Es war eine große Freude, als er zum erstenmal wieder bei Tisch erschien. Ivan nahm bei dieser Gelegenheit auch sehr lebhaften Anteil an dem frohen Ereignis und legte sein Wohlwollen für den

Genesenen dadurch an den Tag, daß er ihm von den Speisen auf den Teller vorlegte, mit der leisen Bemerkung:

„Gennarinochen seine verbrannten Hände werden noch zu schwach sein, um selbst was zu nehmen.“

Anissia Petrowna, die ihren Pflegling längst nicht mehr als einen „Unchristen“ ansah, goß ihm Wasser ein und nickte ihm mehrmals bei Tisch ermutigend zu, als müsse sie ihm auch jetzt noch beistehen beim Essen, wie all' die vielen Wochen lang; zu Marthas Verwunderung trat, trotz dieser offenkundigen Protektion Anissia Petrownas, bei Madame Grünberg keine Abkühlung gegen ihren einstigen Schützling ein, vielmehr entstand von nun an ein edler Wettstreit zwischen beiden, wer ihm mehr Gutes zuwenden könne. Es hätte für Gennarino beinah gefährlich sein können, aber das Gefühl der Scham über seine vergebene, doch von ihm nicht vergessene Verschuldung schützte ihn gegen diese Gefahr.

Zweinundzwanzigstes Kapitel.

Schluss.

So war denn allgemach ein neuer Winter ins Land gerückt und alles rüstete sich aufs liebe Weihnachtsfest. Den Bewohnern von Grenholm war die Adventszeit, mit ihrer stillen und doch so liebevoll geschäftigen Erwartung dieses Festes noch nie so schön erschienen, wie dies Jahr, wo man nach all dem überstandenen Leid und Kummer sich doppelt der freundlichen Gegenwart freuen konnte, und in besonderer Weise die schöne Zusammengehörigkeit unter einander empfand. Die traulichen Winterabende, wo man nach gethaner Pflicht und Arbeit miteinander in Mamas Schmollwinkel saß, lesend, plaudernd und arbeitend, waren nie so köstlich gewesen, wie jetzt.

Die Kinder genossen aber auch all' diese Güter und Freuden jetzt mit Bewußtsein und fühlten ihren Wert und ihren Reiz, wie nie vorher. Denn sie hatten erfahren, daß die Zeit nicht allzufern mehr sei, wo die Knaben das liebe

Elternhaus verlassen müßten, um in ein Gymnasium einzutreten, und war dieser Schritt erst einmal gethan, das wußten sie, so kam das geschlossene, stille und doch so reiche Leben im Elternhause, wie sie es bisher gehabt hatten, nie wieder; es würde damit alles anders, und nur für die Ferienzeiten durften sie noch auf längere Zeit nach Grenholm zurückkehren.

Die Eltern hatten ihnen mitgeteilt, daß sie beschloffen hätten, nach Schluß der nächsten Sommerferien die drei Knaben ins Gymnasium in Dorpat eintreten zu lassen. Tante Hanna ließ es sich nicht nehmen, die Kosten von Gennaros Erziehung von da an auf sich zu nehmen.

Um die drei Jungen nicht ganz ohne Familienleben in der fremden Stadt zu lassen, hatte Tante Tali sich erboten, auch hinzuziehen und sie zu bemuttern, was die Eltern mit Dank und Freuden annahmen.

Herr Brenner hatte eine ihm angetragene Lehrerstelle am gleichen Gymnasium angenommen und sollte sein Mittagessen regelmäßig an Tante Talis Tisch einnehmen. Eine passende Wohnung war auch schon in Aussicht, und zwar in Tante Hannas Haus.

„Die Bille ist euch stark verjüßt, ihr guten Jungen“, sagte Onkel Friß, als er von diesen Plänen hörte, „so gut wird es nicht jedem Knaben, der das elterliche Haus verlassen muß. Ich hoffe, ihr merkt es auch recht deutlich, daß ihr es ganz ausnehmend gut habt.“

Die Knaben waren auch durchaus befriedigt von allen Plänen und Aussichten; der Gedanke, in eine öffentliche Schule einzutreten, war ihnen sehr lockend, der Abschied vom geliebten Elternhaus zog ihnen freilich, schon beim bloßen Gedanken daran, das Herz zusammen, aber sie suchten diesen Gedanken jetzt noch so viel als möglich beiseite zu schieben, es lag ja auch noch alles so fern, und einmal mußte dieser Moment doch eintreten, „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“ deklamierte Axel, und mit dieser Philosophie kamen sie vorläufig über alle schwereren Seiten der Sache hinweg.

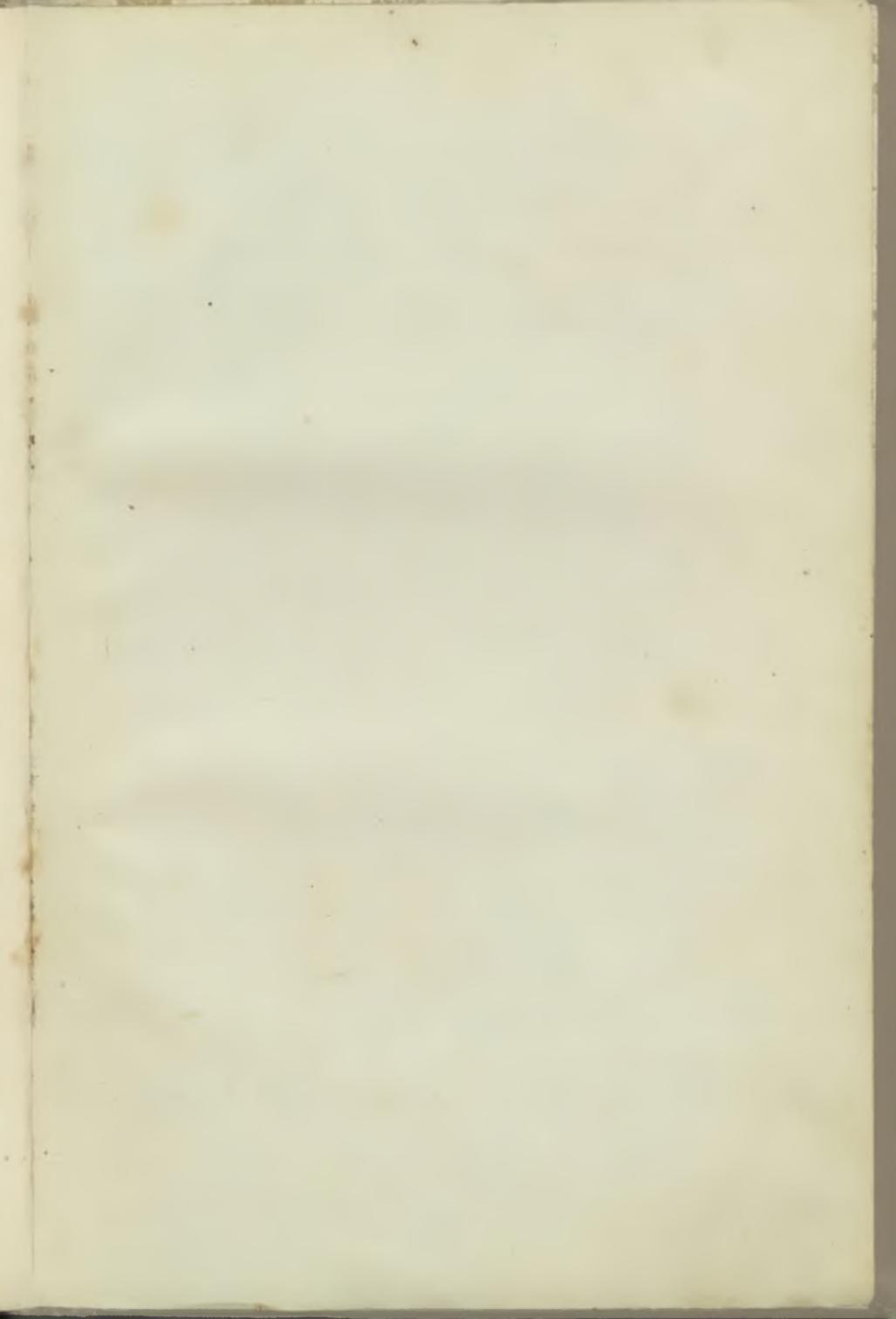
Nur Martha zeigte sich sehr betrübt über die bevorstehende Veränderung. Ein Leben ohne die Brüder und ohne Tante Tali war ihr undenkbar. Doch sollte auch sie etwas „Zucker auf die Bille“ bekommen durch die Nachricht, daß Dolly und Nelly als ihre Lern- und Spielgefährtinnen nach Grenholm ziehen würden, sobald Herr Brenner und die Knaben nach Dorpat zögen, und daß eine Lehrerin, bei der sie französisch und später auch englisch treiben sollten, an Herrn Brenners Stelle treten würde. Ein wirklicher Trost war ihr das freilich nicht, aber sie hatte neben der betrübenden Trennung nun doch auch eine erfreuliche Aussicht, die sie sich recht freundlich auszumalen suchte, wenn ihr gar zu wehmütig ums Herz werden wollte. Übrigens trat wenige Wochen nach der Mitteilung all' dieser Pläne der Gedanke an die Zukunft

bei den Kindern wieder ganz in den Hintergrund. Es schien ihnen alles weit in nebelgrauer Ferne zu schweben, und die Gegenwart mit ihren Interessen und Freunden nahm sie vollständig in Beschlag. Das Bewußtsein, daß dieses schöne glückliche Leben nach einiger Zeit aufhören würde, schärfte ihnen nur das Gefühl für den Wert und alle Reize desselben.

Und so wollen wir von unseren Freunden auf Grenholm Abschied nehmen, während sie noch so fröhlich und friedlich alle beisammen sind, wünschend, daß ihnen auch im späteren Leben in der nordischen Heimat das „warme Haus“ nicht fehlen möge, und daß ihr Lebensweg ein solcher werde, dessen Ziel und Schluß das Anlangen im rechten Vaterhause ist.



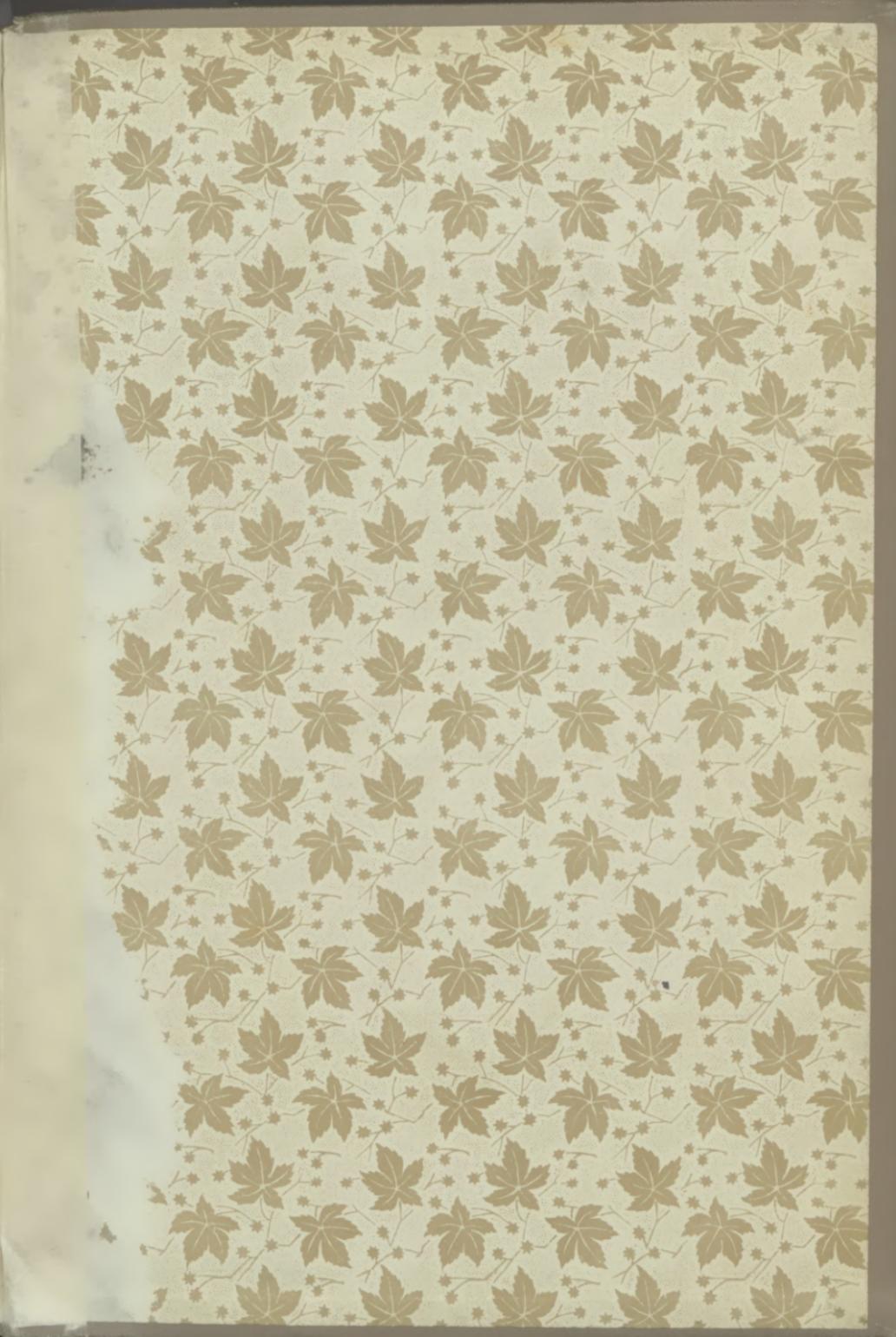
E u d e.



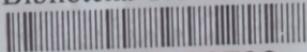
Biblioteka Główna UMK



300048188793



Biblioteka Główna UMK



300048188793